Des
Herrn von L**
moraliſche Gedichte

herausgegeben
von
Raumann.

Franckfurt und Leipzig,
bey Daniel Chriſtian Hechtel.
1752.

Seiner

Hochwohlgebohrnen,

dem

Herrn Hofrathe

von Haller

in Göttingen,

einem Dichter,

Deſſen Gröſſe über alle Schmeicheley
erhaben iſt,

und

einem Gelehrten,

Deſſen Verdienſte um das
Reich der Wiſſenſchaften

Seinen Namen

unſterblich machen,

widmet dieſes,

mit ehrerbiethiger Ergebenheit,

Der Herausgeber.

An

An

Se. Hochwohlgebohrne

dem

Herrn von Loen.

In freta dum fluvii current, dum montibus umbræ
Luſtrabunt convexa, Polus dum ſidera paſcet;
Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt.

Virg.

Erhabner Freund!

Wann ſchlechtes Dichten,
Sich hier für Deine Einſicht wagt,
Wolſt Du nicht nach der Strenge richten
Was eine blöde Muſe ſagt.
Von Deinem Lobe will ich ſingen,
Das Deine Thaten ſelbſt erhöhn:
Und wird mein Lied ſo rein nicht klingen,
Bleibt dennoch ſtets der Vorſatz ſchön.

Beglücket waren jene Stunden,
Die Anfangs mich zu Dir geführt.
Ich habe damahls gleich empfunden,
Wie sehr Dein Mund das Herze rührt:
Und was hat der Erfolg der Zeiten
Mir nicht für Vortheil zugewand?
Die gröste der Glückseligkeiten,
Du hast mich Deinen Freund ernant.

Nicht warens grose Weisheits-Gaben
Den ich das Glück zu dancken hab.
Was andre Deiner Freunde haben,
Das gehet mir fast gänzlich ab.
Nur war es Deine Huld und Güte,
Die mich zu lieben, Dich bewog,
Und ein aufrichtiges Gemüthe
Das Deine Neigung zu mir zog.

So angenehm auch Deine Schriften,
So lehrreich, als ihr Inhalt ist:
So können sie doch das nicht stiften,
Was Du in Deinem Umgang bist.
Die edle Pflicht der Menschen-Liebe,
Läst Du in allen Thaten sehn;
Und die erhabne Tugend-Triebe,
Begleiten stetigst Dein Begehn.

Wie war es mir dann nicht zu Muthe,
Als ſich Dein Herze mir entdeckt,
Und ich auf Deinem holden Guthe,
Des Landes ſüſſe Luſt geſchmeckt.
Ach komt doch bald, ihr frohe Zeiten!
Eilt, und beſchleunigt euren Lauf!
Ich will ja ſonſten nichts beneiden,
Halt mir nur dieſes Glück nicht auf.

Dort, als der Orthodoxen Schaaren
Mit Wuth und Läſtern auf Dich brach:
Da hab ich erſt an Dir erfahren,
Was ein geſezter Geiſt vermag.
Wenn Deine Feinde ſich erbittern:
So ſahſt Du ihnen lächelnd zu;
Und bey der Furcht von Ungewittern
Bliebſt Du vergnügt in Deiner Ruh.

Dein Glücke ſolte höher ſteigen,
Und Deinen Stand noch mehr erhöhn.
Hier kan uns Dein Betragen zeigen,
Wie weit der Tugend Triebe gehn.
Ohn Dich darum je zu bemühen,
Läſt Du der Vorſicht Dich allein;
Du denckſt Dich nicht hervor zu ziehen;
Dich blendet nie kein falſcher Schein.

Was hab ich nicht von Dir gelernet,
Geleitet auf der Weisheits-Bahn.
Wär ich nun gar von Dir entfernet:
Was fieng ich alsdenn weiter an.
Drum war es wohl mein gröstes Glücke,
Daß Du die Reis zurück liest gehn:
Und ich verdanck es dem Geschicke,
Daß ich Dich noch kan bey uns sehn.

GOtt lasse Dich der Welt zum Nutzen,
Noch lang in stetem Wohlseyn blühn:
So kanst Du leicht den Feinden trutzen,
Und auch die Herzen nach Dir ziehn.
Selbst in den weit entfernsten Zeiten
Wird immer noch der Ruhm bestehn,
Bis sich zulezt der Welt-Gebäuden
Um ihre Ax ins Chaos drehn.

P. F. de Neufville.

Vorrede.

Vorrede.

Es iſt mir die Ehre der Herausgabe gegenwärtiger mit Reitz und Geiſte belebten Gedichte auf eine ſehr unſchuldige Art zu Theile geworden. Ich empfand, da mir der Verleger unvermuthet ihre Beſorgung auftrug, eben die Zufriedenheit, die jeder in gleichen Umſtänden empfunden hätte, der, wie ich, deſto weniger zu ſchmeicheln weiß; je wahrhafter die Hochachtung iſt, die man

den Verdienſten des vortreflichen Herrn von Loen (ich glaube, daß ich ihn hier nennen darf) niemals verſagen kan; Mein unverdientes Glük ſchenkete mir eben dadurch zum erſtenmale die Freyheit, die Verehrung, die ich einem ſo groſſen Gelehrten vorlängſt ſtillſchweigend wiedmete, nunmehr öffentlich zu entdecken; Und in der That hätte ich es mir ſelbſt nicht verzeihen können, wenn ich für den Unterricht und für das Ergetzen, das die Schriften dieſes würdigen Lehrers der Deutſchen mich ſchöpfen lieſen, noch länger unerkentlich zu ſeyn ſcheinen ſollte; Eben dieſe Schriften ſind die vollkommenſten Zeugniſſe, daß ihr berühmter Herr Verfaſſer die Kunſt gefunden hat, eine weitläuftige Gelehrſamkeit mit einer ſo ausnehmenden Beſcheidenheit und Leutſeligkeit, oder, daß ich viel mit wenigem ſage, einen bewunderungswürdigen Verſtand mit dem edelſten Herzen von der Welt zu verbinden. Da es ausgemacht iſt, daß die meiſten Verfaſſer, oft, ohne daß ſie es wiſſen,

wiſſen, in ihren Büchern ihren eignen Charakter abſchildern: So kan man von den Werken des über die gemeinern Lobſprüche erhabnen Herrn von Loen behaupten, daß die Scharfſinnigkeit und ihr gewandtes mit Wahrheitsvollen Einfällen begleitetes Weſen in der Abbildung der ſchönſten Empfindungen nicht nur den Beyfall der Kenner, ſondern aller Arten der Leſer unausbleiblich gewürket haben. Ohne die gewöhnliche Dreiſtigkeit der Vorredner zu beſitzen, läſſet ſich ein gleiches Schikſaal gegenwärtiger nach der Natur gezeichneten poetiſchen Gemählden deſto ſicherer verſprechen: Je gewiſſer es iſt, daß in denſelben der Witz und das Feuer des Dichters mit der Anmuth Seiner Gegenſtände, und der Glanz blühender und, ſo zu ſagen, redender Bilder mit den gefälligſten Regungen des Herzens um den Vorzug ſtreiten.

Dieſe Kunſt, lebloſen Geſchöpfen, durch eine glükliche Nachahmung, Heiterkeit, Leben und Handlung zu ertheи-

ertheilen, führet mich von sich selbst auf verschiedne Betrachtungen über den Unterscheid der Würckungen, welche die ähnlichen Werke des Mahlers und des Dichters hervorbringen. Ich erhalte dadurch den bequehmsten Stoff zu einer Ausführung, die so wohl meinen Absichten, als der Sache, welche sie betrift, vollkommen gemäß ist, und die, weil ich nicht schreibe, um geschrieben zu haben, in Ansehung meiner keine Zeitverkürzende, sondern eine nützliche Beschäftigung voraussetzet?

Die Vergleichung der Poesie und der Mahlerkunst, in dem ersten Abschnitte der Dichtkunst des Herrn **Breitingers**, welche von der Hand eines Meisters zeuget, versaget mir, da ich sie jezt genauer betrachte, nicht alle Hofnung, durch eignes Nachsinnen neue und entferntere Merkmale zu entdecken; Vielleicht erhielte ich dießfalls mehrere Gewißheit, ob, und wie weit diese Materie von einem deutschen Verfasser erschöpfet ist?

Wenn

Vorrede.

Wenn ich **Titii Anweisung zur deutschen Dichtkunst**, welche in Danzig gedrukt, und nachgehends rar geworden ist, hätte können zu Gesichte bekommen; Meine Freunde versichern mich, daß diese Schrift durchgehends von der poetischen Mahlerey handelt, und daß der Verfasser, ob er gleich ein Vorgänger des Herrn **Breitingers** gewesen ist, nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten, da man noch nicht so viele Hülfsmittel zur Kritik besas, in seiner Art bey nahe so viel, als sein berühmter Nachfolger geleistet hat. Bey dem allen bin ich dem erstgemeldeten Zürchischen Kunstrichter, dessen Schriften ich seit zehn Jahren, mit Anwendung, lese, besondern Dank schuldig, daß er durch seine Vergleichung zwoer mit einander vergeschwisterten Künste mir Anlaß gegeben hat, seinen Betrachtungen etwas reiffer nachzudenken. Ich würde mit ein paar gründlichen Stellen aus seiner Abhandlung der meinigen eine Zierde geben, die ich selbst ihr zu verschaffen, unfähig bin, wenn

wenn ich mich überwinden könte, die Zahl der gelehrten Abschreiber solcher Bücher, die in jedermanns Händen sind, ohne Noth zu vermehren.

Nach seiner Absicht berühret er auf der vierzehnden und funfzehnden Seite seiner Dichtkunst nur kürzlich die vornehmsten Eigenschaften, welche die Poesie und die Mahlerey mit einander gemein haben. Ob es nun wohl ausser allem Zweifel ist, daß beyde nur einerley Vorhaben, nehmlich die Nachahmung der Werke der Natur und der Kunst erkennen: So kan ich doch, so groß auch meine Hochachtung für diesen Kunstreichter seyn mag, ihm nicht zugeben, daß beyde auch in dem Endzwecke und in der Materie so genau, wie er saget, mit einander übereinstimmen.

Wenn ich in den Begriffen, von dem innern Wesen der Dichtkunst mich nicht sehr irre: So ist diejenige Bemühung, durch die Aehnlichkeit zu ergetzen, welche die Hauptabsicht der Mahle-

Mahlerey ausmachet, nur die Nebenabsicht der Dichtkunst, oder, bestimmter zu reden, nur das Mittel, durch welches sie ihren Endzweck desto leichter und desto gewisser auszuführen suchet. Man weiß, daß die leztere zu allen Zeiten und bey allen gesitteten Völkern von ihrem ersten Ursprunge an, für eine Verehrerin der Gottheit, für eine Priesterin der Religion, und für eine allgemeine Lehrerin der Weißheit und der Tugend mit Rechte ist gehalten worden. Noch izt erkennen die vornehmsten Dichter unsres Jahrhunderts es für ihre Hauptpflicht, die Stärke ihrer Wohlredenheit allein zur Ehre der Gottheit, und zur Ausbreitung der Vernunft und der guten Sitten anzuwenden; Hingegen lässet sich über diejenigen schönen Geister, die, mit gänzlicher Hindansetzung des lehrreichen, Scherz und Spiel zum einzigen Gegenstande ihrer Lieder nehmen, in etwas gelindern Ausdrücken, das Urtheil aussprechen, mit dem die ernsthaften Aegypter ehedem die Tonkunst

aus

aus ihren Häuſern verbannten; weil ſie beſorgeten, durch dieſelbe zu unnotdentlichen Leidenſchaften aufgebracht, und zu gar zu weichlichen Empfindungen gereitzet zu werden? Ich finde bey verſchiednen Sittenrichtern eben dergleichen Erinnerungen, welche die Kunſtwerke der Mahler betreffen, wenn ſie Witz und Geſchicklichkeit zu laſterhaften Abbildungen mißbrauchen; Sonderlich machet Platò in dem dritten Buche vom gemeinen Weſen ein bemerkenswürdiges Geſetze: Daß alle Schildereyen etwas ſittliches vorſtellen ſollen, welches vermögend iſt, die Jugend zu unterrichten, und ihr die wohlanſtändigſten Gedanken einzuflöſſen. Dem ungeachtet würde, wenn auch alle Mahler einen Eyd ablegeten, dieſes nach der Schärfe zu bewerkſtelligen, ihre blos zum Vergnügen dienende Kunſt die Hoheit und die Vortreflichkeit derjenigen Abſichten nie erreichen, durch welche die angenehm unterrichtende Dichtkunſt das eigenthümliche Vorrecht ihrer Nützlichkeit unwiderſprech-

lich

lich behauptet. Geſezt, daß ein Unwiſſender durch ein Gemählde von einer gewiſſen Geſchichte belehret wird, oder daß man von der Schilderey, die eine gute oder böſe Handlung vorſtellet, zu moraliſchen Betrachtungen Anlaß nehmen kan: So eräuget ſich dieſes doch nur zufälliger Weiſe, und es iſt keine Folge, daß der Kunſtmahler dabey die Abſicht gehabt hätte, eigentlich zu unterrichten. Ein ſo groſſer und würdiger Endzwek war allein der Dichtkunſt vorbehalten, als das erſte und kentlichſte Merkmal, durch welche ſie, als durch einen höhern Grad der Vollkommenheit, ſich von einer etwas geringern Kunſt unterſcheidet. Man darf, ſich hiervon zu überzeugen, die Poeſie in ihrem prächtigen und weiten Umfange, nicht aber nach einem einzeln Theile anſehen, welcher eine oder die andre ihrer Abſichten, nach dem beſondern Charakter, der ihm eigen iſt, mehr, oder weniger beobachtet. Die poetiſche Mahlerey, die bey den meiſten Gattungen ihrer Werke ſtatt findet,

machet nicht das Ganze der Poesie aus; Vielmehr ist sie, wenigstens in Ansehung dichterischer Beschreibungen ihr mindester und schwächster Theil, von dem die Schüler der Dichtkunst den Anfang ihrer Uebungen ordentlicher Weise zu machen pflegen; Und ob ob es gleich wahr ist, daß diese Arten der Bilder selten zu einem höhern Zwecke, als zur Belustigung dienen, die zur Unterstützung des Lehrreichen vieles beytragen kan: So muß man doch eben deßwegen einen Dichter, der keine aus der Geschichtskunde und aus den praktischen Theilen der Weltweisheit geschöpfte Betrachtungen in sein Werk einwebet, sondern stets halbkindisch mahlet und phantasiret, so wohl für den kleinsten unter den Poeten halten: Als derjenige auf der andern Seite tadelhaft wird, der in seinen Liedern lauter Epigrammatische Einfälle zusammen drehet, bey denen das Herz und die Einbildung der Leser, die so wenig, als er selbst, durch häuffig verschwendete Spitzfindigkeiten, erhi-

ket werden, in einer ekelhaften und kaltsinnigen Schläfrigkeit bleiben.

Aus diesen Gründen glaube ich, daß Herr Bodmer, dessen Meinung ich, nach der, einem so scharfsinnigen und redlichen Lehrer schuldigen Bescheidenheit, zu retten denke, die Uebereinstimmung der Endzwecke des Mahlers und des Dichters in dem Ergetzen nicht schlechterdings, sondern etwas eingeschränkter wolle verstanden wissen; Es kan seyn, daß er bey der Poesie auf dasjenige sein Augenmerk gerichtet hat, was gemeiniglich geschiehet, und nicht auf dieß, was eigentlich geschehen sollte. Denn, wie die meisten der kleinen Dichtungsarten lediglich zum Vergnügen abzielen: Also ist kein Zweifel, daß die mehresten Dichter, die, ohne eine Sache besser zu überdenken, das sinnlichere suchen und lieben, sich allzugern den geringern Gedichten aus einem natürlichen Triebe überlassen; Und in dieser Verfassung, die sie an keinen edlern und reinern Endzweck denken lässet, als an ein solches Er-

gehen, das der Mahlerey ähnlich ist, beweiset ihr Beyspiel den Satz des Herrn **Breitingers** zur Gnüge.

Zudem lassen sich seine Gedanken, der Richtigkeit halber, im weitern Verstande dahin ausdeuten, daß der Verfasser sich nicht so wohl für die genaue Uebereinstimmung des Endzweks beyder Künste, als vielmehr für die würkliche Aehnlichkeit ihres beyderseitig verschaffenden Vergnügens, ohne das Lehrreiche der Dichtkunst auszuschliessen, habe erklären wollen. In diesem Falle kan er, um der leztern nichts von ihrem Ansehen zu vergeben, unter dem Ergetzen, das sie suchet, nicht nur das sinnliche, sondern auch das feinere Vergnügen des Geistes, nehmlich den ewigreitzenden Unterricht der nützlichsten Wahrheiten, vermuthlich mit begriffen haben. Es würde aber, so gut man es erklären will, dennoch die von ihm ausdrüklich benennte Uebereinstimmung der Endzwecke des Mahlers und des Dichters hinwegfallen; So gern ich auch eine Art der Gleichheit

in

in gewiſſen Abſichten zugebe, unter die das Ergetzen gehöret, auf welchem bey der Mahlerkunſt das Hauptwerk, bey der Poeſie aber nur das mindeſte beruhet. Jene würde in der Ausübung ihrer ſtummen und ſymboliſchen Beredſamkeit alles verlieren, wenn ſie nicht gefiele; Dieſe aber büſſete den Vortheil ein, daß ſie nicht ſo ſtark und ſo zuverläßig gefiele. Im Gegentheile ſollte es mir ſehr leid ſeyn, wenn die Dichtkunſt, aus gleichen Bewegungsgründen, den Namen einer Schmeichlerin ſo gut, als die Mahlerey, verdienete. Ihre von ihr unzertrennliche Beſchäftigung iſt überreden, bewegen und lehren; und ſie ergetzet nur in ſo fern, als ihre Abſichten es verlangen, ſich der Mahlerkunſt gleich zu ſtellen; Dieſe aber, wenn ſie am kühnſten ſeyn will, muß von ihr die Erfindung, die reiche Dichtung und den edlern Einfall borgen, um zu einer gewiſſen Höhe hinanzuſteigen; Hiervon war jener Mahler im Alterthume ſo wohl überzeuget, daß er, da er eine Göttin ſchildern

wollte, vorher den Homer lauts; aus dem Ueberflusse dieses Dichters die Phantasiereichsten Züge zu entlehnen. Uebrigens sind beyde Künste nicht daran Schuld, daß die verderbte Natur der Menschen sie zu einem ihrer Thorheit gleichen Schirkaale verdammet, und daß ihr Afterwitz in ihnen, als in ordentlichen Gewerben des Eigennutzes, der Prahlerey und der Wollüste, sich selbst sclavisch verunehret.

Nechst der Verschiedenheit derer, durch die Grade der Grösse und der Nützlichkeit bestimmten Endzwecke, die den Unterscheid bey der Mahlerkunst und bey der Poesie hervorbringen, kan ich hier die zwote Meinung des Herrn **Breitingers** nicht unberühret lassen, vermöge welcher beyde Künste in der Materie, über die sie arbeiten, übereinkommen sollen. Nach der Billigkeit, die man von diesem Kunstrichter gewohnet ist, wird er mir vergönnen, daß ich auch in diesem Stucke von ihm abgehe; indem

es

es scheinet, er sey, nach der vierzehnden Seite seiner Dichtkunst, zu diesem Vorgeben, durch den Eyfer, **seine Benennung der poetischen Schilderey zu erchtfertigen** bewogen worden. Vermuthlich ist er auf diese kleine Irrung, deren Beobachtung verständigen Lesern die mindeste Freude erwecket, auf eben die Art, wie auf die vorhergehende, gekommen, da aus den Umständen erhellet, daß er in allem, was er vorträgt, die Dichtkunst nur auf einer Seite und aus einem einzigen Geschichtspunkte betrachtet hat. Weil er sich vorsetzete, die ganze Poesie, als eine magische Mahlerey ausführlich abzuhandeln, welche, wie Herr **Bodmer** nach Cartesischen Grundsätzen sich ausdrücket, reitzende Bilder in das Gehirne der Leser schildert: So nahm er nicht allein das Ergetzen zum Endzwecke derselben, welches aus seinen Begriffen natürlich folget; Sondern er eignete dieser bloß mit Bildern beschäftigten Dichtkunst auch nur diejenigen Materien zu, in deren Gebiethe die Ar-

beiten der ordentlichen Mahlerkunst eingeschränket sind.

Meines Bedünkens muß man dem erstgenennten kritischen Freunde des Herrn **Breitingers**, der besser aus der Erfahrung eines Dichters reden kan, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in seinen Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Poeten zwar ebenfalls nach der Beschaffenheit seiner Abhandlung das Vergnügen, als die Hauptabsicht der Poesie betrachtet, aber doch in gleichen Fällen auf eine ungleich mehr bestimmtere Art sich ausdrücket. Erstlich redet er zum Anfange des zweeten Abschnitts seines angeführten Werks von dem erbaulichen Ergetzen, und von der angenehmen Verbesserung der Menschen, für die nicht nur die Dichter, sondern alle Künstler zu sorgen haben; Ja er saget mit eben der Deutlichkeit auf der zwey und dreyßigsten Seite, daß ihr kunstreicher Fleiß durch die geschikte Nachahmung den Eindrücken unangenehmer

Vor-

Vorstellungen das Ekelhafte benimt, und die menschlichen Gemüther mit einer lehrreichen und empfindlichen Lust erfüllet. Hernach erkläret er sich, da er die Gleichheit der Mahlerey und der Poesie erwäget, daß man der leztern einen billigen Vorzug vor der erstern eingestehen müsse; Weil sie nicht allein, auf eine unsichtbare und recht wundersame Art, auf einmal eine Menge solcher Bilder hervorbringet, sondern auch mehr Dinge, als die Mahlerkunst in sich begreiffet, weßwegen ihre Schilderungen um ein grosses lehrreicher sind, als jene; Mithin erstrecket sie sich, wie er anmerket, weit über die Grenzen des Gesichts, in die der Mahler eingeschlossen ist, ja weit über alle andern Arten des Gefühls, bis auf die Verrichtungen des Gemüths, auf die Gedanken, zu denen keiner der äuserlichen Sinne hindurch dringen kan; Noch ausdrüklicher zeiget er diesen Unterschied der Mahler und der Dichter in dem darauf folgenden Kapitel von dem Stoffe zu poetischen

Gemählden, da er scharfsinnig bemerket, daß der Mahler allein dasjenige, was wenigstens auf eine gewisse Art sichtbar ist, schildern kan, nehmlich einen Theil der Unterwelt, (zu welchen der Kunstrichter die phantastischen Körper aus der Fabellehre ohne Zweifel mit gerechnet hat:) Da hingegen der Poet alle Gegenstände der drey Hauptreich, des himmlischen, des menschlichen und des materialischen zu mahlen weiß, in so fern sie sich schildern lassen.

Man wird hieraus die Verschiedenheit des Endzweks und der Materie, die unter den Mahlern und Dichtern obschwebet, sattsam erkennen, und ich habe nicht nöthig dasjenige in dem Folgenden matt und gedehnt noch einmal zu sagen, was Herr Bodmer kräftig und überzeugend gesaget hat; Inzwischen bitte ich hieraus selbst den Schluß zu machen, wie weit man nunmehr der Breitingerischen Meinung beyzupflichten habe! Daß die Poesie und die Mahlerkunst

weiter

weiter nicht, als in der Ausführung des Vorhabens, durch ihre Werkzeuge, die jede besonders dazu gebrauchet, und in Ansehung der Worte und der Farben von einander unterschieden wären.

Doch damit ich nicht in den bekannten Fehler Grundgelehrter Schriftsteller falle, die in ihren Aufsätzen blos die Urtheile andrer nach der Reihe sammlen, und, ich weiß selbst nicht, aus was für einer bedauernswürdigen Bescheidenheit, ihre eignen Gedanken uns unterdrücken: So will ich einen Versuch wagen, den Unterscheid der Poesie und der Mahlerey vornemlich aus ihren Würkungen erweislich zu machen. Es ist unstreitig, daß ein Dichter durch die Ueberredungs- und Bewegungskunst, über die Mahlerey mit unbeschreiblichen Vortheilen sieget, welche besonders in der Grösse, Stärke und Würdigkeit der auf die Gemüther gemachten Eindrücke beruhet. Da der Dichtkunst die historische, die moralische,

und

und die materialiſche Welt offen ſtehen, ihre Erfindungen aus denſelben, nach Gefallen, herzunehmen: So kan es nicht fehlen, daß ſie nicht, durch weit neuere, auſerleſnere, und wunderſamere Vorſtellungen, auch weit ſtärker und gewiſſer in ihrer Würkungen ſeyn ſollte, als die Mahlerey. Der entzükte Dichter durcheilet in einem Fluge, Zeit, Natur, Welt und Geſchichte. Er fühlet, ſiehet und höret in der Begeiſtrung tauſend unerwartete Dinge: Er erhebet ſich weit über die Sphäre der Körperwelt zu den entfernteſten Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten mit einer glüklichen Verwegenheit: Er bildet uns die Eigenſchaften der Geiſter vor Augen, die keine Mahlerey berühret, geſchweige ausdrücket; Er weiß ſeinen Maſchinen, erdichteten Perſonen und Schattenweſen, Rede, Bewegung, Empfindung und Leben zu ertheilen: Religion, Weltweisheit, Hiſtorie und alle Wiſſenſchaften biethen ihm die Hände; Weil ſeine Kunſt ihnen den Glanz, den Ruhm und die Zierde wie-

wieder zurükgiebt, die ihre Unterſtützung ihm darreichet; Er bleibet nicht, wie der Mahler, nur bey einem Zeitpunkte ſtehen, ſondern ſeine Phantaſie bereichert ihre Vorſtellungen zugleich aus den vergangnen, gegenwärtigen und künftigen Zeiten: dabey er nicht ſelten die Gabe der Prophezeyung entdecket, welche die gemeinen Kräfte der Menſchen überſchreitet; Aus dieſem allen läſſet ſich hinlänglich abnehmen, daß er ein weit gröſſrer Schöpfrer iſt, als der Mahler, und daß die poetiſche Schöpfungskunſt nicht nur ſo weit reichet, als unſre Gedanken, ſondern dieſelben durch das auſſerordentliche übertrift, und weit über ſie hinausreichet. In der That müſſen ihr herzrührendes Weſen, ihre aus ſich gebohrne Schönheit und Hoheit ihr ſelbſt den Vorzugsreichſten Werth vor andern Künſten ſo wohl verſchaffen, als nachdrüklich ſie ihn durch die Erſtaunungsvollen Würkungen behauptet, mit denen ſich nichts, als ihre Kunſt, in Vergleichung ſtellen läſt. Hierzu

kommen

kommen noch die Auserlesenheit des Stoffs, und die Würdigkeit der Gegenstände, mit denen sie sich beschäftiget: wenn sie zum Exempel die Majestät der Gottheit sich auf so eine Art vorstellet, vor welcher alle andern Künste verschwinden, und wann sie diese, ihres unvergänglichen Ursprungs gemässen Empfindungen, mit einer hinreissenden Gewalt, auf die Völker fortpflanzet, und mit einem himmlischen Feuer in jeden Geist ergiesset, der, ein Geist zu heissen, verdienet.

Es ist noch übrig, daß ich die Vielfältigkeit, die Allgemeinheit und die Dauer der Würkungen, welche die Dichtkunst begleiten, etwas näher in Erwähnung nehme, ihren höchsterheblichen Unterscheid von der Mahlerey desto kenntbarer vor Augen zu legen. Man kan es der leztern nicht absprechen, daß sie nicht mehrere Sinnlichkeit und Fühlbarkeit, mit einer grössern Hurtigkeit, Nachdrüklichkeit und Klarheit auf die Gemüther

ther würken ſollte, als die Dichtkunſt, die, nach des Herrn Breitingers Anmerkung, zwar langſamer beweget, aber vermöge, der Worte, die ſie gebrauchet, einen deſto kürzern Weg gehet, nicht nur das Auge, ſondern alle Sinnen rühret, alle Gemüthskräfte zugleich beſchäftiget, mit einer höhern Feinheit und Deutlichkeit ausgeſchmücket iſt, ihre weitläuftigen Eindrücke uneingeſchrenkt fortſetzet, und die Seele mit einem weit zärtlichern Reitze überraſchet und empfindlicher durchdringet. Ferner wird der vorgebliche Mangel der Allgemeinheit, den Herr Breitinger, nach Anleitung des Richardſon, der Mahlerey beyleget, vermöge der ſie auf alle Menſchen ihre Macht ausbreitet, und von allen Nationen in der Welt, was für eine Sprache ſie reden, verſtanden wird, zur Ehre der Poeſie, auf eine weit vollſtändigere Weiſe erſetzet; Das trefflichſte Gemählde eines Holbeins oder Dürers kan, zu einer Zeit, nur an einem beſtimmten Orte, und von einer ſehr eingeſchränkten

ten Zahl der Personen in Augenschein genommen werden; Hingegen die Gemählde eines **Härtners** und **Gellerts** stehen beständig am hellen Tage, und vor den Augen der ganzen Welt; Sie werden von unzähligen Personen, an eben so vielen Orten, oft zu gleicher Zeit, in einer Nähe, und mit dem gleichen Ergetzen gelesen und betrachtet; Worzu die vielen Uebersetzungen der besten Gedichte, nicht wenig beytragen, die ihren Ruhm und Werth, auch in schwächern Nachbildungen, zu den entferntesten Völkern bringen; Da hingegen die Copien der Mahler weder so allgemein, noch so geachtet sind, und zu bald von ihren Originalien überlebet werden.

Ich muß noch bemerken, daß wir bey den Arbeiten der Kunstmahler, wegen des zu vielen Lichts und der zu grossen Klahrheit, die durch das Auge in die Seele kömmt, nur gar zu wenig nachzudenken finden; Indem wir zu viel auf einmal übersehen, und zu selten das Vergnügen haben, et-

was

was verborgnes oder halbverſtektes zu entdecken; Hingegen arbeiten bey dem Zuſchauer poetiſcher Schildrungen alle Seelenkräfte; und das Herz wird bewegſamer angegriffen: da wir in der Betrachtung ihrer Schönheiten uns ſelbſt zu bewundern anfangen; da unſre Selbſtliebe ſich mit dem ſüßten Betruge ſchmeichelt, als ob ſie ſelbſt die Erfinderin dieſer Wahrheiten ſey, und als ob die Wiſſensluſt und die unruhige Neubegierde mehr von den anmuthigen Betrachtungen, die wir ſelber anſtellen, als von dem reichen Unterrichte des Dichters geſättiget würde. Vermöge dieſer uns von Natur angebohrnen Gelehrigkeit, und vermöge des freywillig angeſtrengten Nachſinnens, welches die faßlichen Vorſtellungen gleichſam begierig zu ſich reiſſet, drücken ſich dieſelben auch weit deutlicher, vollſtändiger und tieffer in das Gemüthe, als die Geſtalten des von dem Kunſtmahler mit noch ſo lebhaften Farben gezognen Schattenriſſes einer Fabel, oder Geſchichte.

Daher kömmt es, daß wir die Verse eines Hallers, oder Hagedorns spielend behalten, und daß wir uns ihrer allemal mit neuem Ergetzen erinnern, das demjenigen gleich ist, welches wir bey dem ersten Durchlesen empfanden; Im Gegentheile verfliegen die Begriffe von den künstlichsten Schildereyen eines fürstlichen Bildersaals sehr bald und sehr leicht aus dem Gedächtnisse, und wir behalten davon in kurzen kaum etwas mehr, als einige dunkle Vorstellungen. Es lässet sich also von den Werken der Mahlerey dasjenige nicht sagen, was der Griechische Lehrer des Erhabenen, als ein Kennzeichen grosser Gedanken angiebt, und welches man auf das unvergleichliche philosophische Gedichte von dem Ursprunge des Uebels vollkommen anwenden kan: „Es verursachet vieles „Nachdenken; Wir können es „schwerlich, oder vielmehr unmöglich besser geben; Ja es bleibet fest „im Gedächtnisse und wird mit „Mühe vergessen.

Ueber

Ueber dieſes unterſcheidet ſich die Poeſie noch durch eine andre Art der Dauer, welche beträchtlicher iſt, als die Währung der Kunſtwerke berühmter Mahler. Von dem Apelles, Zeuxes und Parhaſius ſind, aus dem Schifbruche der Zeiten, kaum ihre Namen, und der Ruf ihrer groſſen Geſchiklichkeit durch die Dichter und Geſchichtſchreiber errettet worden; Die Meiſterſtücke der neuern Künſtler können ſich ſelten länger, als ein paar Jahrhunderte, der Verweſung entziehen; Allein Homers Gemälde haben weder den Glanz, noch das Leben verlohren, das ſie vor einigen tauſend Jahren hatten; und ſie werden dieſe Art der unvergänglichen Schönheit, und dieſe immer friſche Jugend biß an das Ende der Welt forbehalten. In der That ſcheinet es, daß der zur Ewigkeit erſchaffne Geiſt des Menſchen, den Werken derjenigen Kunſt, die ihm am näheſten verwandt iſt, und ihm die meiſte Ehre bringet, ein Abbild ſeiner edelſten Eigenſchaft mittheilet, und daß er ih-

nen, so zu sagen, das Siegel seiner eignen Unsterblichkeit aufdrücket, deren, ausser ihm, fähig, oder würdig zu seyn, kein geringeres Geschöpfe sich bewust ist.

Bey alle den Vorzügen der Dichtkunst scheinet es dennoch, daß in den neuern Jahrhunderten der Neid der Zeiten und die Thorheit nebst der Dummheit der Menschen sich wegen ihrer Freymüthigkeit gerächet, und dasjenige zu Wege gebracht habe, was ihre Feinde nicht vermochten. Denn wie die Poesie ehedem bey den klügsten Nationen auf dem höchsten Gipfel des Ansehens stund, welches eine Kunst erreichen kan: Also ist sie zu unsern Zeiten so heruntergesetzet worden, daß man der Mahlerey grössere Ehrenbezeugungen, als ihr, erweiset. Der zu früh entschlafne Herr Lamprecht schreibet, in seinen moralisch-satyrischen Nachrichten aus dem Carlsbade, dieses theils dem übeln Geschmacke der Grossen, welche der Dichtkunst weniger, als der Mahlerkunst

kunſt einen Zutritt bey Hofe verſtatten, theils der niederträchtigen Schmeicheley der Poeten ſelbſt zu, welche mehr die Rolle der Bettler, als edelgeſinnter Verfaſſer zu ſpielen pflegen.

Es giebt aber, ſo viel ich muthmaſſe, weit nähere Urſachen dieſer unverdienten Verachtung, die ich, ſo weit es der Raum verſtattet, genauer unterſuchen will, und die nicht ſo wohl in der Poeſie und in der Art, wie man ſie treibet, als vielmehr auſſer ihr, in den ungünſtigen Umſtänden, in dem Genio unſrer Zeiten, in der Art, verkehrt zu ſtudiren, in der Gemüthsbeſchaffenheit, und in den Vorurtheilen und Sitten der Menſchen liegen, welche ihr und andern Wiſſenſchaften ſo wenig, als der Religion, Ehrerbietigkeit bezeugen.

Ich übergehe hier eine der nächſten Urſachen, die in der heutiges Tages, wie eine Peſt, eingeriſſnen Demonſtrirſucht, und in der über Hand genommnen Trokenheit des Geiſtes zu ſuchen iſt, welche gewiſſe Gedanken-

schwangre Philosophen, aus Unverstande, mit dem Namen der Gründlichkeit belegen: Zugeschweigen, daß die übertriebne Bemühung, auch über Kleinigkeiten abstrakt zu dencken, den Geschmak an dem schönen Erkenntnisse vertrieben, und daß die Weltweisheit, die der Poesie so viel, als diese ihr verdanken muß, an statt, sie zu unterstützen, ihr mittelbar und unmittelbar einen grossen Theil ihres Glanzes eyfersüchtig entzogen hat, welches ich nicht der Philosophie selbst, sondern ihrem Mißbrauche, der mit den Wissenschaften und freyen Künsten, wie die Bortenwürker mit den Moden der Bänder und Spitzen, umgehet, billig zuschreiben muß.

So wenig es hier mein Beruf ist, einen strengen Anbether der Metaphysik zu bekehren, der, ohne zu wissen warum, mit einer zürnenden Amtsgebehrde, alle Dichter und witzigen Köpfe aus den würklichen und möglichen Welten verbannen würde, wenn es in seiner Gewalt stünde:

Eben

Eben so wenige Lust empfinde ich, auf die spitzfindige Frage mich einzulassen: Ob die Dichtkunst, oder die Mahlerey, mehr Gutes, oder Böses in der Welt gestiftet haben, und noch stiften? Weil nichts verdrüßlicher seyn kan, als die Künste von zufälligen Verunglimpfungen befreyen zu wollen, welche so lange, als die Eitelkeiten und Irrthümer der Menschen, dauern werden; Nur dieses übergebe ich der unpartheyischen Entscheidung derer, welche weiter denken: Ob die Mahlerkunst, oder die Poesie mehr Vorurtheile des vornehmen und niedrigen Pöbels bestritten und ausgerottet, oder gebrütet und fortgepflanzet habe?

Zu dem Anfange meiner Betrachtungen über die Ursachen, daß die Schriften der Dichter heut zu Tage weniger hochgeschätzet werden, als die Werke der Kunstmahler, kan ich nicht unberühret lassen, wie die Höfe und die Grossen nicht daran Schuld sind, daß sie die Poesie nicht kennen wollen;

weil es ihnen meistentheils an den erforderlichen Wissenschaften, und an dem feinern Geschmacke in der Wohlredenheit mangelt. Der wahre Grund, daß ein poetischer Tändler und Lustigmacher, ein Schmarotzer der sich für einen Hofnarren gebrauchen läst, oder ein andres noch tolleres Ungeheuer, dergleichen alle affricanischen Wüsten zusammen nicht aufwrisen, in den vorigen Zeiten weit leichter Gehör und Belohnung gefunden hat, als der geschikteste Dichter, der wahre Grund dieser Verkehrung, sage ich, ist guten Theils der Auferziehung und der Unterweisung der Fürsten zuzuschreiben, welchen insgemein ein Fenelon mangelt, der ihnen die Liebe zu den Wissenschaften, die der Menschlichkeit und ihnen selbst bey der Nachwelt Ehre machen, nicht weniger die Kunst, eben so schön und richtig zu denken, als großmüthig zu handeln, mit einer unnachahmlichen Anmuth beyzubringen suchet.

Zudem zeigen die Geschichte aller

Jahr-

Jahrhunderte, daß der liebenswürdigſte Regente ſich insgemein von einer Menge ſolcher Creaturen umringet fand, deren Eigennutze an ſeiner Unwiſſenheit, und an der Unthätigkeit ſeines Geiſtes nur allzuviel gelegen war: Eben dieſe entfernen, wie ehedem von dem Hofe des jüngern Dionyſius zu Syrakus, mit gröſter Sorgfalt, alles, was nach den Studien ſchmecket, und ſtoſſen mit Gewalt, oder durch Ränke, die treuſten und redlichſten Freunde des Prinzen hinweg, die ihm einen Geſchmak an den ſanftern Beſchäftigungen einflöſſen, die mit einem weit zärtlichern und wahrhaftern Vergnügen, als das Geräuſche der prächtigſten Blendwerke und Luſtbarkeiten verſchaffet, den Verſtand ausſchmücken, und die Leidenſchaften in Ordnung bringen.

Dieſen Mangel der nützlichſten Einſicht findet man, es iſt mir leid, daß ich ſo bittre Wahrheiten ſagen muß, in allen Ständen der Menſchen, wenn man ſie nach der Reihe betrachtet, un-

ter denen die leztern ſich jederzeit glük-lich ſchätzen, mit den erſtern zu irren. Nur eine geringe Zahl groſſer Gei-ſter, die aber auch faſt in allen Stü-cken vortreflich ſind, wiſſen, durch ih-re Klugheit und Menſchenliebe, hier-von eine Ausnahme zu machen; in-dem es ſcheinet, daß ſie von der Vor-ſehung der Welt geſchenket ſind, ihr durch die erhabenſten Eigenſchaften, als ein Beyſpiel, vorzuleuchten, wel-ches manchem dunkeln Jahrhunderte war verſaget worden; Dem unbe-ſchadet darf ich weder der erſte, noch der lezte zu ſeyn hoffen, der die alte Klage wiederholet, daß wenn es ſo wenige Kenner der ſchönen Erkennt-niß giebt, auch eben ſo wenige Lieb-haber, wo ſo wenige Liebhaber, noch weniger Verehrer, wo faſt keine Ver-ehrer, auch keine Beförderer, Be-ſchützer und Mäcene der Dichtkunſt gefunden werden.

Vorizt will ich mich nur noch bey den untern Ständen, die den gröſten Theil ausmachen, etwas länger auf-halten,

halten, welche, weil ſie ſelten etwas mehr, als einen rohen und unaufgepuzten Mutterwitz beſitzen, von einer mahleriſchen, oder Affectreichen Poeſie nur halb urtheilen können; Da ſie hingegen die Fehler eines Gemähldes oft ſo leicht einſehen, als geſchwind ſie ſeine Schönheiten begreiffen. Dieſes kömmt theils daher, weil die Nachahmungskunſt der Dichter nicht ſo einfach iſt, ſondern weit geheimere und ſpeciellere Regeln hat, als die Mahlerey, und folglich einen feinern Geſchmak erfordert; Theils kan auch, bey einem Kunſtgemählde, jeder von Natur ein Kunſtrichter ſeyn; da alle Menſchen angebohrne Begriffe von der Schönheit und eingepflanzte Triebe fühlen, das Schöne zu entdecken, und es mit Luſt zu empfinden. Hingegen brauchet die Unterſuchung eines Gedichts abgezogene Begriffe, mehr Kunſt, Geiſt und Beleſenheit, mehr Zeit, Ernſt und körnige Urtheilskraft, dazu die wenigſten Gemüther fähig ſind, deren gröſter Theil eine zu beliebte Fertigkeit, ſich mit

Dingen

Dingen auſſer ſich zu beſchäftigen, beſitzet, und daher alles flichet, was von den gröbern Sinnen entfernet iſt. Das flüchtige Ergetzen bey einer künſtlichen Schilderey des Mahlers, die ſie gleich in ihrem Umfange überſehen, und ſo gut ſie können, die Erfindung, die Ausbildung und das Verhältniß mit einander vergleichen, verweilet ihre leichtſinnige Nachläſſigkeit nicht ſo lange, als ein Gedicht, das ſie erſt leſen, oder hören müſſen, welches Nachdencken und Betrachtungen erheiſchet, von denen ſie, bey nahe traurig zu werden, befürchten. Sie glauben daher ſich ſelbſt, in ihrer unverzeihbaren Ungeduld, zu entſchuldigen, wenn ſie die geiſtreichſten Poeſien unter die gelehrten, Schuldinge rechnen, und mit dem verhaßten Namen der Grillen eines Müßiggängers belegen, mit denen ſie ihre zartgewöhnten Augen nicht verderben wollen.

Zudem vernünftelt die Menge aus bloſſen Vorurtheilen, die von dem Vater auf den Sohn geerbet werden, kraft

kraft welcher die Phantaſie, die ſich leichter, als der Verſtand einnehmen läſſet, die Gedichte aus dem Wahne geringe ſchätzet, daß dieſe nicht ſo viel Geſchiklichkeit erforderten, als ein durch ordentliche Farben gemahltes Bild, das in ihren Augen weit mehr Aufſehen machet; Denn ſo wenig ſie ſich getrauen, durch die Züge des Pinſels ein gleiches Werk zu verſuchen: So leicht meinet jeder, wenn er nur wollte, ebenfalls Verſe zu machen; weil er etwan reden, leſen und ſchreiben kan, und über dieſes mit einem Etwas von Vernunft begabet iſt. In dieſen Umſtänden wird der Einfältigſte die Pracht eines Gemähldes, deſſen ſinnliches Weſen er, nach ſeinem natürlichen Hange, ſinnlich zu ſeyn, vor andern liebet, mit aufgeſperrtem Munde bewundern; Da er hingegen das wunderbarſte Gedichte nicht einmal anblicket, deſſen ſinnreiche Erfindung und Einrichtung des Vortrags, nach dem erſten Abſchnitte des **Longinus**, nicht aus einem oder dem andern Stücke, ſondern kaum aus dem

dem ganzen Zuſammenhange ſich mit Mühe erſehen läſſet.

Ueber dieſes erwecket die Menge der Gedichte, welche ſich drängen, nicht weniger Eckel, und ſchmälert ihre eigenthümliche Hochachtung; da ſie, wie die gemeinſten Dinge, ja wie das Waſſer verſchwendet, oder doch für ein ſehr leidliches Geld zu ganzen Pfunden verkauffet werden. Auf der andern Seite verurſachet die Seltenheit der Werke eines Kunſtmahlers, daß man ſie hoch ſchätzet; weil ſie auf das theuerſte bezahlet werden: und daß eben dieſe doppelte Koſtbarkeit ihren Preiß bey den Käuffern und Verkäuffern, ja bey allen ungemein erhöhet.

Einer der lezten Gründe von den Urſachen der gewöhnlichen Geringſchätzigkeit und Erniedrigung der Dichtkunſt beruhet nicht ſo wohl darauf, daß man weniger gute Mahler, als gute Dichter findet, ſondern auf dem bekannten Vorwurffe, daß die Poeſie eine Brodloſe Kunſt ſey; Da

Gegen-

Gegentheils die Stümpfer unter den Mahlern ihr Auskommen finden, ob sie gleich zu den schlechtesten Verrichtungen gebrauchet werden. So viel ist in diesem Falle ausser Zweifel, daß die Pfuscher in der Mahlerey ihrer Kunst keinen so scheinbaren und berüchtigten Schandflek anhängen, als gewinnsüchtige und doch eitle Dichter, der ihrigen: Weil sich nichts empfindlicher zu rächen weiß, als die wahre Ehre, welche die abgeschmakte Ruhmsucht dieser bleyernen Seelen eben so empfindlich beleidiget. Man weiß, daß elende Sänger und blöde Reimhelden den Augenblik erkannt, und nicht selten auf eine so ungerechte Art verachtet werden, als ob die Poesie daran Schuld wäre; Wenn man sich andern Theils um ungeschikte Farbenschmierer, die den wenigsten bekannt sind, entweder gar nicht bekümmert, oder sie doch des Mitleids würdig schätzet, ohne sie, die durch sich genug beschimpfet sind, zu schmähen, oder zu verfolgen.

Endlich

Endlich iſt der Geſchmak in der Mahlerey nicht ſo veränderlich, als in der Dichtkunſt, die ſich oft nach den Sitten und nach dem Eigenſinne der Menſchen richtet; Obgleich in beyden der geſunde Geſchmak der Alten der einzige wahre Geſchmak und die Richtſchnur der vernünftigſten Meiſter bleibet. Doch dieß veränderliche Weſen machet die Dichter nicht ſo verachtet, als ihr gemeines Unglük, daß ſie ſelten die Klugheit haben, wie mancher vornehme Taugenichts, von reichen Eltern gebohren zu ſeyn, und die Schande, welche der Armuth überhaupt anhänget, gereichet auch der Dichtkunſt, wider ihr Verſchulden zu einem ſehr nachtheiligen Vorurtheile.

Unterdeſſen muß man es den Mahlern nachrühmen, daß ſie in einem Stücke etwas ähnliches von dem Geſchmacke des Alterthums biß jezt beybehalten: indem ſie nicht, wie viele Dichter, ſich in allerley Arten ihrer Kunſt zugleich üben, ſondern, weil ſie

die

die engen Grenzen des menschlichen Verstandes kennen, nur auf eine einzige Art der Mahlerey, zum Exempel, auf die Kunst, Gesichter zu mahlen, oder auf Landschaften, oder auf zusammen gesetzte Stücke von Geschichten, oder auf lustige Vorstellungen, sich allein befleißigen und durch den klugen Eifer, nur in einer Art vollkommen zu seyn, auch würcklich in derselben vollkommen werden.

Uebrigens gereichet es auf der andern Seite den Dichtern zu keiner geringen Ehre, daß sie mit einem gesetzten und unbeweglichen Gemüthe, das seiner Vorzüge gewiß ist, der Unvernunft und dem Wahne der Zeiten edelmüthig trotzen und sie würcklich überwinden; da sie sich, wie Horaz, ein Gesetze machen, nicht für den vielköpfichten Pöbel, sondern nur für eine auserlesne Anzahl Kenner und für die Klügsten ihrer Nation zu schreiben, deren, nach Gründen, gemeßner Beyfall das wankende Urtheil der Menge ohnedem lenket und nach Gefallen beherrschet.

Ich beſchlieſſe dieſe kurtze Unterſuchung von dem Unterſcheide der Poeſie und der Mahlerkunſt, und von den Urſachen, warum die erſtere zu unſern Zeiten weniger Hochachtung erhält, als die letztere; zugleich verſichere ich mit vollkommner Aufrichtigkeit, daß es mich erfreuen wird, wenn Gelehrte, von deren Einſicht und Erfahrung ich willigen Unterricht annehme, ſich die Mühe nicht dauern laſſen, mir zu zeigen, wo ich mich irre, und einen Stoff beſſer auszuführen, dem, weil er vielleicht nicht fruchtbar noch wichtig genug zu ſeyn ſchien, bisher noch wenige mit Aufmerckſamkeit nachgedacht haben.

Die Erfüllung der übernommnen Pflicht heiſſet mich nunmehr auch von den Urſachen der Herausgabe und von der Beſchaffenheit gegenwärtiger Poeſien, die ſich ſelbſt der gröſte Ruhm ſind, etwas mehreres, zu gedencken. Ihr ſcharfſinniger Herr Verfaſſer hat die meiſten dieſer angezognen Gedichten in ſeinen jüngern Jahren verfertiget. Er hat ſie nie für etwas mehr

als für Kleinigkeiten geschätzet. Man würde ihn also zu Bekantmachung derselben nicht leichtlich bewogen haben; Wenn nicht einige Verehrer seiner lehrreichen Schriften endlich mit vieler Mühe desselben Einwilligung für den jetzigen Verleger Bittweise erlanget hätten.

Da ich hier in Ansehung ihres dreyfachen Inhalts, den Leser einigermaßen vorzubereiten habe: So ist nicht so wohl der Mangel guter Absichten, als vielmehr meine Ungeschiklichkeit daran Schuld, wenn ich die unerborgte Zierde und das einnehmende Wesen dieser Poesien zu wenig bestimme.

Die ersten beyden Gedichte, welche die Aufschrift: Damons Lust und Unlust; führen, verdienen wegen ihrer Schönheit an der Stirne des Werkes zu stehen; Indem die Kunst des Dichters die anmuthigsten Gegenstände der Natur, durch starcke und körnige Gedancken, mit höhern Reizungen, deren sie ausserdem nicht fähig sind, gleichsam zu beseelen gewust hat. Geist und Phantasie bestreben sich um

die Wette, ihre Munterkeit in der Pracht und Menge Regelmäſiger Schildrungen zu entdecken; Die erleſenſten Bewegungen des Herzens eilen dem Witze zu Hülffe, ihm alle ihre Zärtlichkeit mitzutheilen; und ein mit dem reichſten Erkenntniſſe der Warheiten erfüllter Verſtand vereiniget ſich hinwieder mit dieſen Empfindungen, unter die er, neben die ſchönſten Bilder, neue und würdige Betrachtungen miſchet, ihre Würkung auf die Gemüther, deſto gewiſſer und eindringender zu machen.

In den darauf folgenden Erzehlungen, die nicht weniger wegen ihrer Anlage gefallen, als wegen ihrer freyen und natürlich edlen Züge, die ſie von andern Gattungen der Gedichte merklich unterſcheiden, ſiehet man zur Genüge, daß eine der vornehmſten Geſchicklichkeiten des Dichters in der Kunſt, die Kunſt zu verbergen beſtehe.

Die Cantaten, welche hier vorkommen, ſind alle von geſchickten Meiſtern in die Muſik geſetzet worden, wobey deſſen ausnehmender Geſchmack in der Töl-

Tonkunſt auch den Kenner bewundern, den Einfällen und Manieren der Componiſten nicht wenig iſt zu ſtatten gekommen. Es war unterdeſſen nie der Endzweck deſſelben, die Dichtkunſt zu einer Hauptbeſchäfftigung zu machen, ſondern nur ſeinen Freunden und ſich zuweilen ein anſtändiges Vergnügen zu ſchaffen, über welchen Punct er in der Vorrede zu ſeiner bündigen Ueberſetzung des Racine von der Religion, von der wir bald eine verbeſſerte Auflage zu hoffen haben, ſich etwas umſtändlicher erkläret. Man kan ſeinen zur Verſchönrung und Ausbreitung der Wiſſenſchaften gebohrnen Geiſt in vielen Stücken mit dem Freyherrn von Canitz vergleichen, deſſen Gedichte ihn am erſten veranlaſſet haben, einem ſo trefflichen Vorbilde mit gleichem Fortgange nach zu folgen. Nach dem Beyſpiele dieſes Dichters war es ihm nicht ſchwer, durch eine ſeltne Biegſamkeit des Geiſtes, den Geſchmak der Alten mit dem Geſchmake des Hofes zu vereinigen; Die Vorzugsvolle Freyheit und Ruhe, die Er, entfernet von der Laſt

der

der Geſchäfte und von dem Geräuſche der Höfe auf ſeinen ſchön gelegnen Wohnſitzen und anmuthigſten Gütern bißher genoß, gleichet derjenigen völlig, die der Brandenburgiſche Dichter in ſeinem Blumberg von ſich mit ſo vieler Lebhaftigkeit beſchrieben hat. Endlich ſiehet man aus den Schrifften beyder Dichter, daß es ihnen ein wahrer Ernſt iſt, die ſelbſtempfundne und ſelbſt ausgeübte Tugend, mit gleicher Ueberzeugung, auch andern beliebt und Ehrwürdig zu machen.

Ich habe übrigens, was die ſinnreichen Gedichte des Herrn von Löen beſonders betrift, weiter nichts zu erinnern, als daß der Verleger an der Schönheit des Drucks und des Papiers nichts hat ermangeln laſſen, um durch die äuſerliche Zierde ihren Vorzügen nichts zu entziehen, die ihre innern Schönheiten vor andern verdienen.

Franckfurth am Mayn, am 9ten Tage des März-Monats im Jahre 1751.

Inhalt

Inhalt.

I. P. F. de Neufville Gedicht an den Herrn von Loen.
II. Vorrede.
III. Damons Land-Luſt; nach Broks irrdiſchem Vergnügen.
IV. Damons Unluſt.
V. Die alte Königin, eine Erzehlung.
VI. Das Fundament.
VII. Die Mühle.
VIII. Die Pyrrhoniſche Hundsfurche.
IX. Die Kirchen-Gebräuche.
X. Die Wahrheit.
XI. Das Glück und die Tugend.

vermiſchte Gedichte,

Zweeter Abſchnitt.

I. Die rechte Art der Liebe.
II. Das a L'hombre Spiel, eine Cantate.
III. Das Vergnügen der Gleichgültigen im Namen eines Muſik liebenden Frauenzimmers.
IV. Die Träume.
V. Cantate auf eine Vermählung.
VI. Lobſpruch der edlen Sylvia.
VII. Betrogne Liebe.
VIII. Die glücklichſten Neigungen.
IX. Die kaltſinnige Braut.
X. Auf eine ohne Urſach ſich ſchminkende Schöne.

Inhalt.

XI. Grabſchrift eines Müßiggängers.
XII. Der Verlachte Neid.
XIII. Auf ihre Unpäßlichkeit.
XIV. Schäfer-Ode.
XV. La Raiſon d'accord avec l'amour.
XVI. Pour aimer il faut être aimé.
XVII. Sur la grande Galletie de l'Ambaſſadeur d'Eſpagne Mr. le Comte de Montijo 1741.
XVIII. A un Souvetain, qui addreſſoit quelques vers à l'auteur.
XIX. Le paſſetems frivole.
XX. La Cour.
XXI. Der wahre Ruhm.
XXII. Troſt im Lieben.
XXIII. Ueber die Worte: Du haſt Worte des ewigen Lebens. Joh. 15. 4.
XXIV. Die Empfindlichkeit.
XXV. Der Neid.
XXVI. An Madame G – bey Ueberſchickung des Racíniſchen Werckes von der Religion.

Einige Gedancken,
aus dem Franzöſiſchen des Racine.

I. Der Menſch.
II. Die Tugend.
III. Die Unſterblichkeit.
IV. Die Thorheit der Weltweiſen.
V. Die goldne Zeit.
VI. Die eiſerne Zeit.
VII. Die geſtürtzte Tyranney.
VIII. Unwiſſenheit, der Urſprung des Aberglaubens.
IX. Unzulänglichkeit der Wiſſenſchaften zum Glauben.
X. Die Vortrefflichkeit der Göttlichen Liebe.
XI. Ende der Welt.

Damons

Damons
Land-Luſt
nach des berühmten
Herrn Brocks in Hamburg
irrdiſchem Vergnügen
in GOtt.

Tu nidum ſervas, ego laudo ruris amœni
Rivos & muſco circumlita ſaxa nemusque
Ladaturque domus longos quæ proſpicit agros.

Horat. Ep. L. II.

An einen abweſenden Freund.

Wenn dort Arcadiens berühmtes Luſt-Revier
Den Schäfern holde Luſt, den Dichtern Geiſt und Leben
Zu ihren Liedern gab; Was Wunder, daß in mir
Auf meinem Meyer-Hof ſich gleiche Trieb erheben?
Hier öfnet ſich dem Aug ein irrdiſch Paradies.
Hier iſt die Ruhe ſchön, die Freyheit ſtolz und ſüs.

Erwege, werther Freund! was ich davon geſchrieben:
Dein Hertze wird vielleicht zu gleicher Luſt getrieben.
Ach könt ich dich vergnügt in unſrer Gegend ſehn;
Gewiß ich dächt und ſchrieb davon noch einſt ſo ſchön.

Das Haus.

Nechſt an des Meyns erhöhtem Strand,
Nicht fern von einer groſen Stadt
Die wenig ihres Gleichen hat,
Da ligt auf einem flachen Land
Mein Meyerhof und kleines Tuſculân;
Das ich mit Recht ſo nennen kan:
Weil ich auf gleiche Weiſe,
Wie jener Römer that, * mich hier der Ruh befleiſe.
Das Haus iſt ſonder Pracht, jedoch beguem und reiul,
Es läßt ſich treflich gut darin vergnüget ſein.
Was aber deſſen Werth
Gantz ungemein vermehrt,
Iſt das ſo prächtig ſchön und liebliche Geſicht
Das allenthalben hier vergnügt ins Auge bricht.
Du aller Gegenden holdſeligſtes Revier!

Wie

* Cicero: ſihe deſſen quæſtiones tuſculanas.

Wie reitzend miſchet ſich dein bunter Glanz allhier.
Wie ſanfte murmeln nicht die glatte Silber Wellen,
Wann ſie mit ſtiller Flut bis an mein Ufer ſchnellen.
Wer zeichnet mir allhier den ſüſſen Auffenhalt,
Der Farben Licht und Meng, die mancherley Geſtalt,
Von Höfen, Gärten, Häuſern, Feldern,
Von Bäumen, Auen, Buſchen, Wäldern,
Die gleich, als wären ſie für mich hervorgebracht,
Zum ſchönſten Schauplatz ſind gemacht
Wie reich, wie angenehm iſt nicht der ferne Blick,
Der hier den Wall, die Stadt, den Strohm, die Schiff, die Brück,
In einem kleinen Raum, in einem Fenſter zeiget?
Was iſt, das dieſer Ausſicht gleichet?
Ein dunckel grün Gehölz, in einem lichten Feld,
Wohin der breite Strohm ſich ſchlängelnd ziehet;
Wird dort den Augen vorgeſtellt.
Die Anmuth ſelbſt, ſo oft ſie mich hier ſiehet,
Winckt mir liebreitzend zu:
Sie ſpricht: Vergnüge dich in dieſer ſtillen Ruh,
Die in den Mannichfaltigkeiten
Vergeblich wird geſucht.
Sie iſt allein der Einfalt ſüſe Frucht.

Wendt ſich das Aug von da zur lincken Seiten,
So ſieht man einen andern Wald
Von einer anderen Geſtalt:
Im Frühling blühn der Bäume ſtolze Wipfel
Bis auf des Berges breiten Gipfel
Der Früchte Meng, des Obſtes Köſtlichkeit
Zeigt ein Heſperien zu unſrer Zeit.
Wo Atlas goldner Aepfel Pracht,
Der Gärten reiche Schätze macht.
Das Auge wird von neuer Luſt entzückt,
So bald es ſeine Blick auch hinterwärts hinſchickt.
Ein ofnes Feld, das weit ſich ausgeſpant,
Ein ganzes Land;
Noch mehr ein ſchönes Stück der Welt,
Iſt was hier in die Augen fält.
Zehl Häuſer, Thürne, Städt und Flecken
Die ſich hier nah und fern entdecken;
Blick weiter noch bis in die blaue Tiefe,
Da, wo die Sonn des Abends glüht;
Ergreiffe hier die Perſpective:
Schau, wie viel Schlöſſer dort an jener Berge Höhen,
In einem lichten Blau, als Pünctgen, ſind zu ſehen.
Schau, wie ſich alles hier in eine Ferne zieht,
Wo ſich das Aug zulezt am Horizont verlieret,
Und von der Erden wird zum Himmel hingeführet.
O Licht! O Glanz! ſeh ich den Schöpfer nicht?
Der hier, ſo viel ich mercke,

Durch

Durch ſeiner Allmacht groſe Wercke
Sich uns entdeckt; ja, ſelbſten mit uns ſpricht?
„ O du! von jener Welt zwar irdſcher Gegenſchein,
„ Du konteſt noch für uns ein andres Eden ſein,
„ Wann wir von Laſtern frey und wilden Eitelkeiten,
„ Das Herze, durchs Geſchöpf, zum Schöpfer könten leiten.

Der Hof.

Betritt man hier des Thores breite Schwellen,
So zeiget ſich die Wohnung fürs Geſind.
Wobey ein Neben-Bau ſich findt,
Des man ſich in verſchiednen Fällen,
Zur Haushaltung bedient.
Von da auf jeder Seit,
Sieht man verſchiedene Gebäud,
Von Schoppen, Scheuer, Ställen.
Ein Brunn von ausgehaunem Stein,
Nimt hier des Hofes Mitten ein;
Aus deſſen Rund und kühler Tiefe
Ein ſüſes helles Waſſer quillt,
Das vieler Menſchen Durſt erquickend ſtillt.
Wann ich allhier die Kraft des Waſſers prüfe,
So find ich, daß, was ſich bewegt
Durch dieſen Lebens-Saft ſich regt.

Und daß die Feuchtigkeit die in den Adern
flieſt,
Ein blos gefärbtes Waſſer iſt.
So bald diß Naß die Flüſſigkeit verliert
Verſchrumpft und dörrt des morſchen Leibes
Zierd.
Noch mehr, GOtt lies den Geiſt auf Waſ-
ſern ſchweben,
Als er der Welt die Ordnung wolte geben;
Woraus, ſo wie mich dünckt, diß deutlich
flieſt,
Daß das Waſſer aller Dinge Urſprung, Kraft
und Fortgang iſt;
Welches GOttes Geiſtes Feuer durch der
Sonnen Macht aufſchlieſt *
Geprieſnes Gut! das mir geſundes Waſſer
ſchenckt
Und auch dabey,
Damit nichts mehr zu wünſchen ſey,
Zum Wein-Bau alle Kraft dem Erdreich
eingeſenckt.
» O! daß mein Geiſt, für ſolchen reichen See-
gen,
» Dem groſen Geber möcht, den rechten Danck
ablegen!
» O! daß doch nie kein üppiger Genuß,

» Ents-

* Thales Mileſius aquam dixit eſſe initium rerum, Deum autem eam mentemquæ ex aqua cuncta fingeret. Cicero de nat. Deorum L. 1. c. 10.

- Entehren mögt der Gaben Ueberfluß!
Beglücktes Volck, das hier in Einfalt wohnet,
Das seine Kost so schlecht, in Ruh, genießt,
Und auch damit zufrieden ist,
Daß ihm der HErr die Arbeit lohnet,
Die Arbeit, die ihm selbst sein Brod versüßt.
Wer so wie Harpax lebt,
Und nur nach Geld und Gütern strebt,
Der wird bey seinem vollen Kasten,
So süße nicht, wie meine Dreſcher, rasten:
Die hier auf bloſem Stroh, nicht auf gestickten Decken,
Die müde Glieder strecken.
Wenn ich hier weiter fortspatziere,
Komm ich durch eine Gatter-Thüre,
In Viehhof. Werd ich auch auf so beschmuzten Gründen
Etwas Betrachtungs-würdigs finden?
Ach ja, gewiß; hier zeiget die Natur
Zum Stein der Weisen selbst die Spur:
Dann wie der Mist,
Wann er mit Erd verscharret ist,
Gestanck und Unflat ganz verlieret:
Und sich in reine Säfte distilliret,
So soll auch, bin ich nicht betrogen,
Der Weisen längst gesuchter Stein
Zu finden sein.
Geht dieſes nun, wie man leicht denckan,
Nicht jedem Künstler an;

So bleibt bey mir
Der Satz doch fest: Daß wer allhier
Wohl baut und düngt, und seine Sachen
Mit Fleiß bestelt, leicht Gold kan machen.
Wie, daß des Eckels Zärtlichkeit,
Der öfters uns bey Tische plaget,
Uns nicht des Essens Lust versaget,
Da hier der leckern Zunge Freud,
Aus einer Quintessenz von Koth und Mist
entstehet?
Hier sieht man auch der Cörper Nichtigkeit,
Wie alles nach und nach durch die Verwe-
sung gehet,
Daraus sich wiederum ein neuer Saamen säet
Zu einer neuen Creatur.
Ihr Sein entstehet nur aus zarten Säften,
Und wird von anderen Verwesungs-Kräften
Erhalten, fortgepflanzt, ernährt
Und wiederum verzehrt.
Hier sehn wir die geheime Spur,
Wie die sonst nicht durchforschliche Natur,
Im Zirckel der geschafnen Dingen,
Sich durch den steten Trieb weis fortzubringen.
Wie nun durch Fett und Glut, Bewegung,
Kraft und Leben
Viel Dingen wird gegeben;
So lebt, so reget sich auch hier,
Manch gros und kleines Thier;
Das Hüner-Volck empfindt auf dieser schmutz-
gen Weide,
Nach seiner Art die gröste Freude,

Wann

Wann es im Stroh und Unflat ſcharrend wühlet;
Bald ſtreitet, bald in ſüſer Wohlluſt ſpielet.
Wie pflegt nicht auch in ſchnöden Erden Schätzen,
Der Menſch, den Thieren gleich, ſich zu ergötzen?
Seitdem ihn das verdamte Geld,
Befeſſelt und gefangen hält,
Kan deſſen Geiſt zu höhern Dingen
Sich nie recht aufwärts ſchwingen.
Er grabt und ſcharrt in dunckler Erden,
Nicht um das liebe Brod, nein, blos um reich zu werden.
Viel beſſer weis mein Feder-Vieh,
Auf ſeinem Miſt ſich zu beſcheiden,
Es kennt dergleichen Kummer nie,
Durch den die Reichen oft den gröſten Mangel leiden,
Elender Stand!
Der nur bey Menſchen iſt bekant,
Doch nein, es läſſet ſich, auch aus der Thiere Weſen,
Dergleichen Gierigkeit und Laſter leſen.
So bald man ihnen Körner ſtreut,
So kommen die vermengte Schaaren
Ganz eifrig zugefahren.
Es bringt der ſchnelle Ueberfluß
Sie bald aus ihrer Mäſſigkeit.
Faſt jedes ſtöhrt des anderen Genuß.

Es ſtarrt für Zorn und Wut der ſtolze Pfauen Schwanz.
Es ſchnattert, eilet, kreiſcht die nimmer ſatte Ganß,
Das kotigte Geſchlecht der Enden gönnet kaum,
Den andern Gäſten Raum.
Wie grimmig, wie erboſt, ſieht nicht der Welſche Hahn,
Die andre arme Hüner an,
Wann ſie, als ſeiner ganz vergeſſen,
Um ihn herum begierig freſſen?
Er ſpreußt die Federn aus, der rothe Kamm wird weis,
Die magre Kehle puft und haudert ſich ſchier heis.
Er tritt, beißt, hüpft und will das Freſſen andern wehren,
Dieweil er ſelbſten nichts für Eifer kan verzehren.
Lernt Menſchen!. ob wir nicht, bey unſrer meiſten Pein,
Die Geitz und Neid erregt, den Thieren ähnlich ſeyn?

Der Garten.

Da, wo im Hof zwo Reyhen Bäume ſtehn,
Die, durch ihr dunckles Grün,
Den Hof, das Haus, vor heiſer Sonnen Hitzen,

Bede-

Bedecken und beſchützen,
Da läſſet ſich durchhin
Ein ſchwarz auf Eiſen-Art geſchnitztes Stangwerck ſehn.
Der Garten ſcheidet ſich hier von dem Hof,
Und ſcheint dadurch noch einſt ſo ſchön;
Indem der Farben Meng, als wie geſtreiffet,
Auf einem ſeidenen und bunden Blumen Stof,
Das Auge recht mit Luſt ergreiffet.
Der Garten ſelbſt zeigt keine ſeltne Pracht;
Ihn hat faſt die Natur allein nur ſchön gemacht.
Das Blumenſtück iſt klein,
Und nimt nebſt einigen Orangerien
Nur einen engen Raum vom Garten ein;
Doch läſſet ſich darauf viel ſchönes ziehn.
Es ſind vier Ländergen mit Buchsbaum kraus gezieret,
Um einen Waſen-Cranz mit Fleiß geführet.
Darin zu mehrer Luſt ein Springwerck angelegt,
So dieſen bunden Platz, wenn ſie ſein Trieb erhebet,
Als durch was lebendes belebet,
Und wunder-artig regt.
Es rauſchen, ſchlorffen fluchſen, ſchallen
Die aufgetriebene Waſſer-Ballen.
Sie ſteigen, ſincken und vergehn,
Wenn ſie des Waſſers weiche Flächen,
Durch ihren ſchnellen Abſturz, brechen.
Ihr Leben iſt dem Auge Wunder-ſchön;
Ihr Sterben aber gibt den Ohren,

Als wären sie zu neuer Luſt gebohren,
Ein lieblich ſprudelndes Gethön.
Hier ſitz ich oft in einer Bogen-Thür,
Wo dieſer Gegend Luſt-Revier,
Benebſt der Blumen bunde Matten,
Zu meiner Andacht-Luſt ſich gatten;
» Nicht mindre meine Freud, nicht ſtöre meine Ruh,
» O Sorg der Eitelkeit, draus alle Sorgen quellen!
» Ich hör allhier vergnügt dem ſtillen Rauſchen zu,
» Und pflege mir dabey oft vorzuſtellen,
» Wie alles in der Welt,
» Bald ſteigt, bald fällt;
» So daß des gröſten Glückes Schein,
» So nichtig pflegt, als dieſes Spiel, zu ſein.
» Doch wie des Waſſers klare Ballen,
» Wenn ſie geſtiegen, wieder fallen,
» Vergehen und doch nicht vergehn,
» Indem dieß, was zuvor getheilet,
» Hier zu dem Ganzen wieder eilet;
» So werd ich auch mein leztes Tröpflein Leben,
» Dem groſen GOtt und Schöpfer wieder geben.

* * *

Betracht ich ferner noch die lange Gang-Alleen,
Die durch den weiten Garten gehen;
So ſcheinen ſie zur bloſen Luſt allein,
Bald offen, bald durch dunckle Bogen,

So

So ſchön, ſo ordentlich gezogen:
Doch ſiehet man ſie näher ein:
So werden alle die Spalliren,
Die hier die langen Wände zieren,
Voll ſüſer Trauben ſein.
Ein breiter Gang, der durch den Garten ſtreicht,
Und keinem nicht an Schönheit weicht,
Iſt als ein Perſpectiv gezogen:
Ein Platz viereckigt erſt, dann rund gebogen,
Fällt hier am Eingang ins Geſicht,
Den gleich darauf ein zweyter Abſchnitt bricht:
Dann kommen wiederum zwey ſolche Ecken
Mit einem engern Gang von Roſen-Hecken
Wo zwiſchen zwey Portal,
Des Springwercks lichten Stral
Im Mittel-Punct ſich regt;
Und Blick und Aug durch ofne Fenſter-Thüren
In einem weiten Feld entzückend ſich verlieren.
» Hier wird, o GOtt! mein Geiſt zur Andacht oft bewegt.
» Es ſieht mein Gläubens-Aug dich nur im Perſpective,
» Die unerforliche gantz unermesne Tiefe,
» Von deiner Liebe, Weisheit, Macht,
» Wer iſt der ſie erkennt, wer iſt der ſie betracht?
» Doch wirſt du mir, ich hofs, in jenem Leben,
» Davon das rechte Licht in deinem Lichte geben.

* * *

Bey ſolchen grün belaubten Wänden,
Kan ich die Sehens-Luſt kaum enden:

Zu-

Zumahl bey dieſer Wunder-Zeit,
Da man ſchon allbereit
Die Frucht der edlen Reben,
Hat völlig hingegeben.
Der Frühling hatte früh ſchon alles neu geboren:
Blüt, Knoſpen, Laub und Schein,
Die drungen auf einmahl,
Getrieben durch der Sonnen heiſſen Stral,
Aus ihrer Urſprung Quell; Allein
Ein rauher Wind, aus Nordens kalten Hölen,
Erfüllte unerwart und ſchnell die rauhe Luft:
Mit Schloſſen, Reif und Duſt.
Diß ungeſtümme Wetter,
Schien alles, was gelebt, auch wieder zu entſeelen:
Es ſtarrten Blüt und Blätter,
Der Weinſtock litt dadurch ſo ſehr,
Daß keine Hofnung mehr
Zum ſüſen Moſt ſich wieſe;
Doch wurd ich, als darauf der Wind gelinder blieſe,
An den faſt erfrornen Stöcken neuer Augen Trieb gewahr;
So daß ich hoffen kan, aus GOttes Seegen,
Auch Wein von dieſem Jahr noch einzulegen;
Macht diß des Schöpfers Güt nicht offenbar?
Lehrt uns nicht hier ſein weisliches Geſchicke,
Daß man, bey trüben Unglücks Tagen,
Nicht ſoll ſogleich an ſeiner Hülf verzagen?

Es ſcheint mein Garten faſt allein
Dem Wein zu Ehren nur gebaut zu ſein:
Es weichen aber ihm der Bäume Menge
An Nutz und Zierde nicht.
Wenn ich dahin vergnügt das Auge richt;
So ſeh ich ſie, theils Reyhenweis in Gänge,
Theils zwiſchen Cammer-Latten,
Theils ordentlich, theils hin und wieder ſtehn.
Wie angenehm, wie ſchön,
Iſt nicht ihr grünes Laub, wie hold ihr kühler Schatten,
Wie ſüs die Frucht, wie mancherley die Art,
Die ſich mit ſtolzer Meng hier offenbart?
Doch wie die Ordnung nicht allein
Mir angenehm und reitzend dünckt zu ſein:
So können uns oft wilde Hecken,
Ein dunckeles Geſträuch, der Vögel Aufenthalt,
Gleich viel Ergötzlichkeit und Luſt erwecken,
Als da, wo nur der bloſen Kunſt Bemühn,
In Linien und Kreis ſucht alles einzuziehn.
Ich hab deswegen hier
Ein eigenes Quartier
Zu einem Buſch und Wäldgen angelegt,
Das ſchon viel junge Stämme hegt;
Nebſt Bäumen, welche gros;
Auch Zwerg Bäum die, ſtatt Büſchen und Geſträuchen,
Von ihren alten Banden los,

Gantz wild und ungeheft ſich zeigen.
Hier laß ich die Natur allein,
So wie ſie ſelbſten will geſchäftig ſein,
Hier ſoll ſie ſich an kein Geſetze binden.
Sie wachſe in die Läng, ſie treibe in die Quer,
Sie propf die Aeſte voll, ſie laß die meiſten lär,
Sie laß mich nur auf dieſen duncklen Gründen
Ruh, Luſt und Andacht finden.

Die Bienen.

Hiernechſt an dieſem kleinen Wald
Iſt auch der Bienen Auffenthalt.
Ein kleines Volck, voll groſer Wunderwercke.
Man ſiehet es zertheilt in viele kleine Staaten,
Wo ſelbſten die Natur, zur Monarchie gerathen.
Des Königs Majeſtät hegt doppelt groſe Stärcke.
Sie ſind ſo, wie man ſagt, von weiblichen Geſchlecht
Das lauter Amazonen hegt.
Die Männer werden ausgeſtoſen,
Sobald nach ihrem Liebekoſen
Das Weibgen trachtbar ſich befind;
So keuſch, ſo züchtig iſt diß kleine Volck geſinnt.
Ein jedes hat allhier ſein eignes Haus,
Das eine komt, das andre ziehet aus.

Man

Man ſiehet ſie auf Klee und Blumen weyden,
Bald ſpielend, ſingend, ſchwirrend ſtreiten:
Hier junger Brut das erſte Leben,
Und dort Verſtorbenen die lezte Ehre geben:
Da ſie mit traurigem Gepräng
Und dunckelem Geräuſch, als wärens Leich-
Geſäng,
Die Todten aus den Hütten tragen;
Wo anders nicht gemeine Plagen,
Und auſſerordentliches Sterben
Den kleinen Leichen Staat verderben.
Man ſieht ſie oft, als zwey Armeen
Mit Klang und Spiel zu Felde gehen,
Und ſtreiten um ihr Reich und Haus;
Der Theil der ſieget bleibt, der andere ziehet
aus.
Wie wunderbar ſind ſie nicht anzuſehn,
Wenn ſie mit ſchnellem Flug, und ſumſen-
den Gethön,
Vor ihren Zellen ſchwermend fliegen,
Und ſo mit ganzen Heeres Zügen
Vor ihr gemeines Wohl beſchäftig gehn.
Wenn ich mir in dergleichen Fällen
Dis kleine Volck pfleg vorzuſtellen:
So düncket mich ich ſäh die Lilliputier,
Davon unlängſt ein glücklicher Fantaſt,
Mit Namen Gulliver, *
Ein ſehr gelehrtes Buch verfaßt:

* Siehe Gulliverß Reiſen von dem berühmten D. Schwifft.

Zumahl, wenn hier das Aug in einer Pyramide,
Durch Gläſer ſelbſt der Bienen Werckſtädt ſchaut,
Wie ſie ſich emſig zeigt, ſich eine Hütte baut,
Die ſie mit Honig füllt, mit zartem Wachs umziehet,
So daß man hier
An dieſem Thier,
Des groſen Schöpfers Macht auch in dem Kleinen ſiehet.

* * *

Sieh, Freund! der Schönheit Pracht,
Die hier mein Landgut ſchätzbar macht;
Wobey die Kunſt, ſo hoch ſie ſonſt zu preiſen,
Ein wenig Ordnung nur hat aufzuweiſen.
Es ſcheint die gütige Natur,
Die mache ſich hier einen Ruhm
Durch ihre Mildigkeit auf meinem Eigenthum.
„ HERR! der du dieſe Welt ſo ſchön haſt ausgezieret,
„ Daß mich ihr Pracht und Glanz oft recht entzückend rühret.
„ Laß doch, mein Schauen hier, in einem holden Schein,
„ Von jenem Schauen dort ein ſüſer Vorſchmack ſein!

Damons

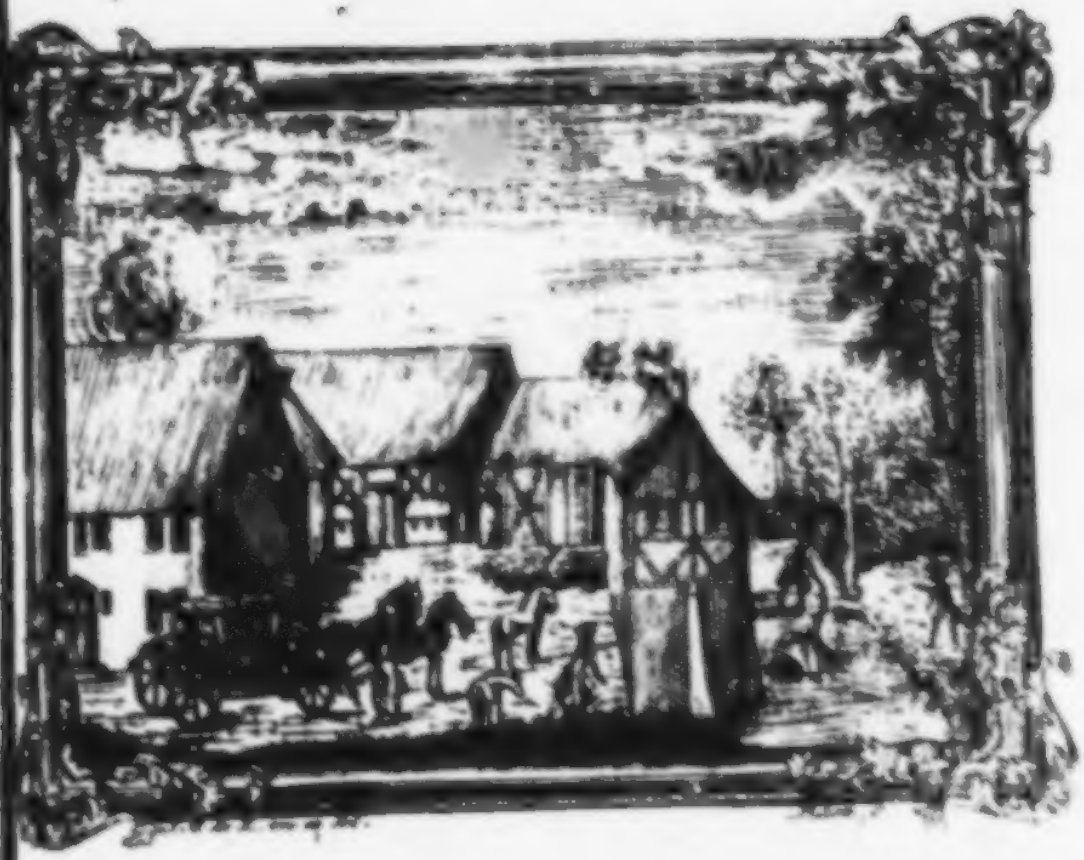
Damons

Unluſt.

* * * * * * * * * *

Atras pellere curas
Miſerasque fugere querelas
Non poſſe, potentia non eſt.

Boeth. de conſol. L. III.



Erhabner Freund! den Witz und Tugend schätzet,
Und den mein Herz, wie du es werth bist, ehrt;
Dich hat vordanals mein schlechter Reim ergetzet
Den hier mein Gut zu schreiben mich gelehrt.
Nimm nun auch die Menge meiner Plagen
Die mir mein andres Gut erregt.
Du wirst vielleicht durch meine Klagen
Zu mancherley Betrachtungen bewegt.
Fürst, Land und Leut sind gut; und gar nicht Schuld daran:
Nur die Justiz allein richt all mein Unheil an.

Ich muß es frey geſtehn, mir fehlt die Wiſ-
ſenſchaft,
Mein Erbgut zu erhöh'n, und was damit
verhaft.
Ich bin nicht abgericht auf Pfänder auszuleihen.
Ich kenne nicht den Witz der bunden Scha-
chereyen,
Die Plutus Schätze reicht. Ich kaufte Gü-
ter an,
Und meynte, daß ich ſo mein Geld wohl
ausgethan.
Mein Lehengut iſt fein, und überaus gelegen:
Gar wenig Güter ſind, die ſo viel Vortheil
hegen;
Zuweilen dacht ich ſelbſt vergnügt dorthin zu
ziehn,
Um Zwang und Ueberlauf, der Städte Pein,
zu fliehn.
Doch Schlöſſer in die Luft, und Hoffen ſon-
der Frucht,
Man findt oft ſeine Qual, wo man Vergnü-
gen ſucht.
Es kam ein Krieg: es lieſen die Armeen
Sich bald in dieſer Gegend ſehen. *
Es hies der Hof iſt frey: doch dieſes ſchadet
nicht:
Heu, Stroh und Vorſpann her,

Brand-

* Solches geſchah im Jahr 1734.

Brandſchatzung, Römerzug, und was des
Dings noch mehr;
Vergebens, wer hier widerſpricht.
Der eine Pachter fras die Fiſch,
Der andre trug auf ſeinen Tiſch
Das Vieh, ſo ich mir ausgehalten.
Hier war kein Aufſicht, kein Verwalten.
Die Krieger und die langen Preuſſen,
Die ſonſten Zucht und Ordnung bind,
Die muſten hier die Diebe heiſſen,
Obgleich ſie nie dahin gekommen ſind.
Was geht der Herr uns an,
Hies es, er iſt ein reicher Mann
Und ſoll ſich billig ſchämen,
Uns armen Leuten Geld noch abzunehmen.
Kurtz, keiner zahlte nicht;
Ich muſte ſie belangen vor Gericht.
Das Rechten iſt dem Bauern eine Luſt,
Er kan damit den Herren trutzen,
Und der Juſtitz auch nutzen.
Wem iſt nicht dieſes Spiel bewuſt?
Zwey Jahr und etwas mehr
Wurd hier gerecht die Creutz und Quer.
Es kam der Spruch die Pachter ſolten zahlen;
Doch dieſes war ganz ihre Meynung nicht.
Sie liefen zu dem Avocaten,
Und baten ihn um Unterricht.
Der Rechtsgelehrte Mann wuſt ihnen bald zu
rathen.
Der eine klagte ſeinen Bruch;
Halt, ſprach er, halt diß iſt genug.

Und hilft dir, wie ich hof, aus allen Nöthen:
Sprich, daß der Herr ihn dir getreten.
Gesagt, gethan. Der Richter seufzt und hört,
Wie sich der arme Mann beschwert.
Was! rief er aus, dem Fürst die Unterthanen schwächen?
Das ist ein greuliches Verbrechen!
Das Weib war hier am ersten zu verhören.
Sie sprach: ja leider ach! Ich kan wohl schwören,
Daß ich bereits vor sieben Jahren
Das Ding gewust; wer aber wird die Schand
Von einem Mann gern offenbaren?
Vor sieben Jahren, rief der Richter ganz entbrandt?
Geht und bespricht euch erst, wenn ihr wolt lügen,
Um Recht und Richter zu betriegen.
Der Spruch kam abermahl:
Die Pächter solten zahlen.
Allein, man wuste schon, daß sich um meinetwegen,
Kein Exequirer würde regen.
Zu dem, wo nahm man Zahlung her?
Die Leute hatten ja nichts mehr,
Sonst würde der Proceß noch währen.
Der eine starb,
Der andere verdarb,
Und Weib und Kinder, mich zu ehren,
Die kamen noch zu mir, ein Allmos zu begehren.

Justiz!

* * *

Juſtiz! wie lange wirſt du noch
Durch Formeln, Sporteln, Sätz, Termi-
nen und Receſſen
Das Recht und die Clienten freſſen?
Wie glücklich ſeyd ihr doch,
Ihr Völcker ihr, die wir Barbaren nennen,
Die keine Rechtsgelehrten kennen:
Wo noch, wenn kein Vergleich den Zwiſt
vermitteln kan,
Ein Nachbar, oder Schulz, und nicht Ju-
ſtinian,
Nach Billigkeit und der Natur Geſetzen,
Die Streitenden kan auseinander ſetzen;
Doch was nuzt die Moral. GOtt ehr mir
den Juriſt;
Es muß gerechtet ſein, mein lieber frommer
Chriſt!

* * *

Elpin, der Prieſter Schmuck, keuſch, nüch-
tern ganz und gar,
Gelehrt und Orthodox, ſo, als noch keiner war,
Den hatte, welcher Neid, das Glücke nur
zum Poſſen,
Auf ein ſehr ſchlechtes Dorf zum Seelen-Hirt,
verſtoſſen.
Diß war ja keine Stell für einen ſolchen Mann.
Doch höre, was geſchah: mein Gut das
ſtund ihm an.

Er wolt, du wirſt faſt drüber lachen.
Mein Ritter Gut zur Ritter-Schule machen.
Er nahm es in Beſtand.
Ich traute ihm, und warum dieſes nicht?
Kennt dann ein Geiſtlicher nicht Recht und Pflicht?
Die Jugend auf dem Land,
Gelehrt zu unterweiſen,
War dieſe Abſicht nicht zu preiſen?
Der Plan wurd aufgeſezt, gedruckt und ausgeſchmückt,
Und aller Orten hingeſchickt.
Ich weis nicht eigentlich, was man vom Pfarrer hielt.
Ich bin ja nicht der Mann, der gern auf andre ſchilt.
So viel weis ich, zu meinem Schaden,
Der Anſchlag wolte nicht gerathen.
Ihr Ehrwürd räumt den Hof nach eines Jahres Friſt.
Bezahlt er auch? Wie! fragt auch ſo ein Chriſt?
Wie ſolt ein Geiſtlicher nicht zahlen? Nein;
Für dieſesmal geſchah es nicht.
Ich war, ſo wie er klagt, ſelbſt Schuld daran,
Daß man zu ihm nicht junge Leut gethan.
Er ſprach, es wär im ganzen Land
Die Syncretiſterey von mir bekant;
Man hätt dafür ein billig Grauen,
Und niemand wolt ihm Kinder anvertrauen.
Ich komm des Jahrs kaum einmal dorten hin,

Und dennoch war, nach ſeinem Sinn,
Das Gut, wer wolte nicht darüber ſchreyen,
Von meinen kleinen Ketzereyen,
Gefährlich angeſteckt. Fürwahr ſo hat noch nie
Die heilige Orthodoxie
Des Eifers Reinigkeit entdecket,
Und ſich ſogar auf Holz und Stein erſtrecket.
Es gibt ein Volck das nimmer ruht;
Es haßt aus Liebe bis aufs Blut;
Es macht mit GOtt gemeinſchaftliche Sache,
Schlieſt uns den Himmel zu, weil es die Schlüſſel hat,
Vergibt die Schuld, doch niemals ohne Rache.
Und wird an Ehr und Zanck und Gaben nimmer ſatt.
Die rechte Geiſtliche ſind hier nicht zu verſtehn.
Ich dachte mich hinfort nun beſſer vorzuſehn.
Allein, kan auch ein Menſch des Schickſals Macht entweichen?
Auf einen Seelen Hirt, der ſonſt frey, offenbar,
Natürlich from und bös, wie andre Menſchen war,
Komt jezt ein Heiliger mich beſſer zu beſchleichen;
O Freund! hier zittert Herz und Hand,
Wie mach ich dir ein ſolch Geſchöpf bekant?
Ein ſtrackes Haar, das von dem Scheitel hieng,
Theils hinterm Ohr, theils auf die Schläfe gieng.

Ein Auge, das sich nur aus Schalckheit nie-
dersencket,
Und niemahls freundlich schielt, als wenn es
Böses dencket:
Ein Mensch der Andachts voll den krummen
Rücken beugt,
Wenn er die falsche Hand ins Heilands Na-
men reicht,
Und ihn ins Hertze wünscht: ja mit dergleis-
chen Tücken
Stadt, Volck und Land verwirrt, und su-
chet zu berücken.
So machts der böse Geist: So sah der Adam
aus,
Als er zum ersten kam, GOtt steh mir bey!
ins Haus.
Er gieng gleich alles ein, versprach mit GOt-
tes Segen,
Den Grund zur Besserung von meinem Gut
zu legen;
Kauft Ochsen, Pferde, Küh, die Felder
recht zu bauen,
Und sprach: in kurzer Zeit, da solt ich Wun-
der schauen;
Auch zahlt er Geld voraus. Wem macht
nicht dieses Muth?
Kurz: es schien alles gut.

* * *

Die Luſt zum Adam hinzufahren
Und ſeine Haushaltung zu ſehn,
Die konte man nicht länger ſparen,
Ein jeder wolte mit hin gehn.
Eh noch der frohe Lenz mit ſanften Winden blies,
Und Garten, Feld und Wald in holder Anmuth wies,
Ward ſchon die Luſtfahrt angeſtelt.
Weib, Kinder und die edle Schwägerin
Die fuhren Freudenvoll dahin.
Allein; O Schreckenvoller Graus!
Wie ſah es auf dem Hof dort aus?
Wie! wohnt dann niemand hier?
Rief die beſtürzte Frau: Wer öfnet uns die Thür?
Wo iſt die Pachterin?
Wo Knecht und Magd? Wo trett ich hin?
Geſtanck... Koth... Spinnen... Staub..
Wie, hört dann niemand nicht? Iſt hier dann alles taub?
Auf einmal kam die Pachterin gelaufen,
Die Haare um den Kopf, als käme ſie vom Raufen,
Mit Lumpen aufgeputzt, in ſcheuslicher Geſtalt,
Lang, haager wie der Neid, von Koth und Unflat alt.

Gnä-

Genäd'ge Frau! sprach sie: verzeiht es mir doch sehr,
Ich gäb euch gern die Hand, wenn sie nicht dreckigt wär. *
Ist diß des Pachters Weib? Fragt meine Frau bestürzt.
Sie ist fürwahr recht schön, und niedlich aufgeschürzt.
Johann, der Diener Flor, und von Effolterbach,
Des Pachters Schwester-Kind, gezeuget im Gelach,
Der klugen Geister Form, ein Diener ohne Gleichen,
Kont hier aus edlem Zorn, nach seiner Art, nicht schweigen.
Er sprach: Waas Annekind, was seyd ihr eine Sau?
Vorm Teufel schämt euch doch, dem Herrn so hauszuhalten.
Kein Wunder, wenn man euch lies die Manschetten falten.
Mann, Kinder und Gesind, die kamen nicht zur Schau:

Voll

* Man hat hier durchgehends die eigentliche Worte suchen beyzubehalten; sonsten weis man wohl, daß unser zärtlicher Geschmack in der Dichtkunst, so wenig die ausländischen als pöbelhaften Redens-Arten vortragen kan. In satyrischen Schriften und Erzehlungen aber können solche, wo es anders die Umstände erfordern, wohl angebracht werden.

Voll Zittern und voll Graus,
Tratt endlich meine Frau ins Haus.
Kein Haußrath war hier nicht, Bänd, Schlöſſer, Fenſter, Bley;
Und was man ſah war wüſt, verdorben und entzwey.
Des Pachters Kinder die hier wohnen,
Die machten, um den Hof zu ſchonen,
Die beſten Zimmer zum Privet;
So bald die Thür wurd aufgeſtoſſen,
So roch man ſchon der Nas zum Poſſen
Der jungen Pächtergen Zibeth.

* * *

Was war zu thun? Man muſt doch irgend ſeyn.
Geht, ſtaubt und fegt, puzt, raucht und heitzet ein;
Sprach eiferig die Frau zu ihren Leuten:
Damit man irgend doch den Tiſch kan zu bereiten.
Die Schweſter ging indeß zum Garten hin,
Und Rudolpff muſte ſie begleiten.
Sie war kaum auf der Brück,
So ſchwanckt ein Bret, und ſie fiel in den Teich.
Erbärmliches Geſchick!
Helft, rettet, helft: ſie ſincket nieder,
Sie ſtirbt: ſie iſt ſchon wircklich bleich.
Der Rudolff hält; und alles vom Geſchrey
Erregt, kömt, läuft, und ſpringt ihr bey.

Man zieht ſie aus dem Teich heraus,
Und bringet ſie halb todt ins Haus.
O Schwägerin! du Schmuck der Frauen,
Wie warſt du hier ſo kläglich anzuſchauen?
Naß, kalt, erſtarrt mit Koth und Sumpf bedeckt,
Bracht man ſie auf des Pachters Bette:
Doch als ſie ſich erhohlt, da war ſie erſt erſchreckt,
Wie ſie das Lager ſah worauf man ſie geſtreckt.
Der Eckel ſties ſie an: Ach GOTT! daß man mich rette!
Schrie ſie: diß Lager iſt noch ärger, als der Pful.
Man ſezte ſie darauf auf einen Stuhl.
Und zog ſie aus. Hier galt es um ein Hemd.
Waas Anneckind, das feine Weib,
Bracht hurtig eins von ihrem Leib.
Nein, ſprach die Schwägerin beſchämt:
Viel lieber will ich ſterben,
Als dieſes ſchöne Hemd verderben.
Ach Schweſter! ſeufzete ſie, ach gebt mir eures doch!
Wie, heißt ihr mich denn ohne Hemde gehen?
Sprach dieſe, nein, es iſt ein Mittel noch,
Hier habt ihr Rock und Kleid. Ich will zur Pfarrin ſchicken,
Die wird euch wohl mit einem Hemd verſehen.
Die Pfarrin war ein feines Weib,
Ihr Mann hielt ſie und ihren Leib

Geziemend, aller Ehren werth:
Sie sandte gleich, was man begehrt.
Zu gutem Glück war ich zu Haus geblieben:
Ich hätte sonst, ich weis nicht wie,
Gedult und die Philosophie,
Nach neuer Lehrart müssen üben.
Als man mir, was geschehn, bekant gemacht,
Schwur ich im Zorn der falschen Brücken,
Die ein so schönes Weib zum Fall gebracht,
Daß man sie soll zum Feuer schicken.
Man hatte bald der Landlust satt;
Wunsch und Begier gieng wieder nach der Stadt.
Doch unterwegs wurd man noch immerdar,
Von Adams Possen was gewahr.
Es liefen in der Kutsch fuh kleine Thiere sehen,
Sie waren schwarz, und gleichen fast den Flöhen;
Sie liebten weise Haut, und bissen wie die Läus;
Doch übertrafen sie an Gröse die Geschmeis.
Aus Rarität bracht man sie mit hieher.
Ich bat mein Haus damit zu schonen:
Bringt ihr, sprach ich, mir sonst nichts mehr
Von meinem Gut, als diese Scorpionen?

* * *

Den bösen Pachter bot ich aus,
Er stürzte Gut und Hof und Haus
In ein ganz gräsliches Verderben;
Er machte Wams und Säck von Leder,

Verſoff das Geld, und wär ein Köder
Für all des Satans rechte Erben.
Den Ackerbau verſtund er nicht,
Noch ſonſten eines Menſchen Pflicht.
Indeſſen kam ein andrer Mann,
Und bote ſich zum Pachter an.
Ich ſagt, wenn Adam ſich mit ihme wolt vergleichen,
Und ihm gutwillig weichen,
So wolt ich es zufrieden ſein.
Der Adam gieng den Handel völlig ein.
Verkaufte Vieh, und Wagen und Geſchirr,
Und half mit eigenem Bemühen,
Den neuen Pachter ſelbſt den Hof beziehen.
Er kam darauf zu mir,
Und bat um Nachlas ſeiner Schuld.
Ich gab aus Ungeduld,
Um ſeiner los zu ſein,
Faſt meinen Willen drein.
Allein ich ſolt ihm Ernſt bezeigen.
Dem Böſen ſoll man niemahls weichen.
Ich wuſt, wie man zu proceſſiren pflegt;
Drum wolt ich wenigſtens, wie ichs erfahren,
Die Koſten noch erſparen.
Ich fieng darauf die Klag gedultig an,
Und bat das Amt, die Ernd ſo eingethan,
So lange mit Arreſt zu binden,
Bis ſich die Zahlung würde finden.
Das Amt willfahrte zwar: allein,
Der Schuldner hatte nichts, die Gegenklag zu führen.

Es galt um die Gerichts-Gebühren.
Drum ſtund man ihm die Lebſucht ein.
Er droſch darauf die Frucht, nahm einen Advocaten,
Und damit war ihm bald gerathen.
Der Adam, der nichts ſo, wie lügen kan,
Verneinet was man ſagt, und gieng den Pachter an.
Sieh Bruder! ſprach er hochſtudiret:
Ich weis wie man Proceſſen führet:
Laß mir die Sache ganz allein,
Und menge du dich gar nicht drein.
Wir können lange noch auf dieſem Hofe leben:
Ohn einen Heller je dem Herrn zu geben.
So, wie geredt, fieng er die Sache an.
Man ſeh hier, was ein Advocat nicht kan!
Zeit, Koſten, Gäng, Verhör, Schriftwechſel und Bericht,
Diß alles nahm kein Ende nicht.
Es war mehr Geld ſchon drauf gegangen,
Als ich vom Pacht noch ſolt empfangen.
Die gröbſte Bubenſtück, Geldmünzen, Teufelsbann,
GOtt läſtern, Diebſtal, Raub, und was nur bös ſein kan,
Kam alles auf den Adam aus,
Und dennoch blieb er in dem Haus:
Brach Bretter auf zu Todtenladen,
Und ſtahl dem Pachter ſelbſt die Braten,
Die er verſchenckt, ich weis nicht wo,
Kurz alles war: In dulci Jubilo.

Sein Anwald hat darauf ohn ferneren Verzicht
Den neuen Pachter auszusetzen;
Um jenen im Besitz nicht ferner zu verletzen.
Ein einziges Verhör hätt alles abgethan:
Allein dis litte nicht der liebe Schlendrian.
Man sezt den Pachter aus, man sezt ihn wieder ein;
Nur daß das Ding solt förmlich sein.
An statt der Schuld, die man mir eingestanden,
Macht man mich selbst zum Schuldverwandten:
Die Rechnung lief auf tausend hin.
Dis war ein ehrlicher Gewinn;
Denn Adam rechnete nicht nur den Schaden,
Nein sondern auch was er entrathen. *
Wer hier die Rechenkunst versteht,
Der weis, wie weit dieselbe geht.
Ich suchte Hülf und Schutz bey Hof zu finden;
Allein für alle meine Sünden
Hieß es, warum ich einen Mann
Der längst im ganzen Land,
Als ein Betrüger sey bekant,
Hätt auf das Gut gethan.
Fürwaht das wust ich nicht,
Gab ich darauf Bericht,
Daß man dergleichen Leut läßt Schutz und Hülf genieſen.
Die anderwärts am Pranger müſſen büſen;

Auch

* Lucrum ceſſans.

Auch wüſt ich nicht, daß man dis fehlen nent,
Wenn man in einem Land nicht alle Schelmen kent.
Egypten, welches ſonſt den feinen Witz verehret,
Das fand ihn auch im diebiſchen Geſchlecht,
Und macht darum das ganz beſondre Recht,
Daß Diebe ſolten zünftig ſein,
Wie ſolches Herodot uns lehret. *
Allein das Recht ging gar bald wieder ein;
Dann niemand konte ſicher leben.

* * *

Komm reine Themis komm, und rette deine Ehre,
Gön nicht dem Frevel Raum, daß man dich ſo verſehre.
Verdam die ſchnöde Kunſt, die Kunſt, die vor Gericht
Stets ſtreitet, nie gewint, und alles Recht vernicht.
Hilf der gemeinen Noth, und ſich mitleidend an,
Was der Proceſſe Wuth für Schaden ſchon gethan.

* Aetiſanes hatte das Land von dieſem Ungeziefer gereiniget, und dem Diebsvolk eine eigne Stadt mit Namen Rinocolura erbauen laſſen, woſelbſt es zur ſchweren Arbeit angehalten wurde. Siehe Herodot im II. Buch, und den Diodorum Siculum im I. Buch.

Such endlich doch einmal dem Uebel ſelbſt zu rathen,
Und brauch mich, wenn du wilt, zu deinem Advocaten.
Dich aber, traurig Gut! das mir ein Uebel iſt,
Verzeihe mir den Zorn, daran du ſchuldig biſt.
Du ſolſt hinfort nicht mehr mein ruhig Herze kräncken.
Ich will, ſo viel ich kan, nicht weiter an dich dencken.
Ich biet dich offentlich dem erſten Käufer feil.
Krieg ich gleich kaum für dich des Werthes halben Theil.
Ich zieh doch nichts von dir, als nur Verdruß und Schaden.
Und, was du einträgſt, iſt für Recht und Advocaten.
Weich dann der ſchnöden Wuth, und dem verfluchten Witz,
Der von Erinnens Blut herſtammenden Juſtiz!

Erzeh=

Erzehlung.

Die alte Königin.*

Es war ein ſtolzes Weib, und dieſe ſind nicht rar,
Die hofte, weil ſie reich, und hochgebohren war,
Noch eine Königin zu werden.
Sie war ſehr ſchön und prächtig von Gebärden.
Ein Fürſt der ſich nach Fürſten Brauch ergezt,
Und Land und Leut bey nahe ſchon verſezt,
Der brauchte Geld, und nahm ſie ſich zum Weib.
Er führte Krieg zum ſtolzen Zeitvertreib;
Und ſchwung dadurch ſich auf den Königs-Thron.
Allein der Tod der trieb ihn bald davon.
Er hinterlies die Cron der Königin:
Die herrſchte nun nach ihrem Sinn.
Sie war, was ſie gewünſcht, was will man mehr?
Sie that dem Thron und ihrem Cörper Ehr:
Sie puzte ſich mit Gold und Edelſteinen,
Um ſtets als Königin recht glänzend zu erſcheinen.

* Die Erfindung iſt aus der IX. Fabel des Herrn von Fenelon genommen.

Allein des Alters Neid, die Laſt von vielen Jahren
Fieng an und druckte ſie ganz unverſchämt,
So daß die Majeſtät ſich heimlich drüber gräm̃t,
So vieles Leiden zu erfahren.
Die Glieder wolten nicht mehr fort:
Man ſah ſie zittern beben,
Wenn ſie von einem Ort
Sich nach dem andern wolt erheben.
Ihr Kopf der wackelte nicht anders als ein Blat,
Mit dem der Wind ſein Spielwerck hat.
Der Naſen und des Kinens Spitzen,
Die ſchienen noch den Mund zu ſchützen,
Und faſt darüber hinzuwachſen.
Auch wuſte der gebogne Rücken,
Sich in die Tracht nicht mehr zu ſchicken:
Kaum kont ſie noch durch ihre Brillen ſehn.
In dieſem Königlich- und hohen Jammerſtand
Kam eine Fee, die, wie man ſagt,
Sie hülfreich hat zur Welt gebracht:
Wie ſtehts, Frau Königin? Fragt dieſe ganz bekant:
Wie wärs, wann hier auf Erden,
Für euch ein Mittel wär, um wieder jung zu werden?
Die alte Königin bezeigte ſich nicht dumm.
Ich gäb, ſprach ſie, all meine Schätze drum.

Wer aber wird ſich wohl bequemen,
Erwiederte die Fee,
Euch eure Jahre abzunehmen?
Denn jeder will, ſo viel ich ſeh,
Für alle Ehr doch lieber leben.
Die alte Majeſtät fand bald von Haus zu Haus
Gewiſſe Leute aus,
Um, wo es möglich wär, ein Mädgen zu erlauſchen
Das ſeine Jugend möcht für ihre Cron vertauſchen.
Es fand ſich bald manch junges Blut,
Dem dünckte dieſer Handel gut.
Allein man ſahe nicht ſo bald die Königin,
Die immer huſtete, und röchelnd keucht und ächzte,
Stets auswurf, Brühe nahm, und darauf wieder Früchte;
So änderte man ſchon den Sinn.
O Anblick, voller Graus!
Sprach jede junge Dirn,
Ach! ſähe ich ſo aus,
So dürft ich mich ja nirgend zeigen.
Zulezt kam Fattilla, die junge Schäferin,
Zur alten Königin;
Um für den Hirtenſtab den Scepter zu erreichen;
Denn eine Königin zu ſein,
Das gieng ihr treflich ein.

Die Hoheit wurde aufgebracht,
Als sie das arme Mensch betracht.
Wie, kühne Bäuerin? sprach sie, bey diesen Sachen,
Was willst du denn mit einer Crone machen?
Ich, sprach Fattill, das weis ich nicht;
So viel weis ich, daß jeder sagt und spricht,
Es sey was schönes doch um eine Königin.
Dis lág ihr nur allein im Sinn.
Sie wolt demnach das Ding probiren,
Und den beliebten Tausch vollführen.
Die Königin wolt sich die Helfte vorbehalten.
Nein, sprach das Mädgen zu der Alten,
Gebt alles, sonst wird nichts daraus,
Geh! sprach die Königin, du willst auch gar zu viel.
Und eine Crone ist, fürwahr kein Kinderspiel.
So geh ich, sagt Fattill, denn wiederum nach Haus.
Lebt wohl, Frau alte Königin.
Halt, rief ihr diese nach. Wenn ich Fattilla bin,
Was werd ich denn für meine Crone haben.
Seht hier der muntern Jugend Gaben:
Erklärte sich Fattill.
Ich lach und scherze wie ich will:
Sie faßte drauf ihr Röckgen in die Höh.
Hüpft, tanzt und singt aus froher Kehle,
Im süsen Thon der Philomele.
Die Glieder waren rasch und munter,
Sie zierte sich mit ihrem Plunder,

Und warf das Köpfgen auf und ab:
So wie die kleinen Diſtelfincken,
Wenn ſie den leichten Buhlern wincken.
Die Kön'gin ſtund bereits auf ihrem Grab;
Sie hatte ſchon ſeit vielen Jahren,
Von Scherz und Lachen nichts erfahren.
Der Trieb war alſo ungemein,
Um wieder jung zu ſein.
Man wurde eins, daß beyde, wie ſie wolten,
Ein Jahr den neuen Stand probiren ſolten.
Alsbald verrunzelte Fattillens Angeſicht;
Ihr Aug verlohr ſein funckelnd Licht.
Sie ging mit zitternden Gebärden;
Der Rücken ſchien ein Bogenwerck zu werden;
Die Zähne ſchlockerten; die Haare wurden grau:
Sie ging und krächſt und keift, wie eine alte Frau.
Es kamen drauf die Menge Officieren,
Die ſchön gepuzt vor ihr ſich zeigen, bücken, zieren.
Es gaben Freuden-Feſte:
Man aß und tranck das Beſte;
Nur Fattilla, als Königin,
Die konte weder kauen,
Noch etwas mehr verdauen;
Geſchmack und Luſt war hin.
Kaum bracht ſie zitternd noch ein wenig Brüh zum Mund;
Und was ſie weiter nahm, war alles ungeſund.

Sie wuſt nicht, was ſie ſagen ſolte,
Sie huſtete, als ob ſie berſten wolte:
Ja, ſie beſpie ſich ſelbſt das Kien,
Und wuſch den Schleim, der in der Nas erſchien,
Mit ihrem Ermel ab: Kurz, die Geſtalt
War garſtig, ſchreckhaft, alt.
Dargegen überzog die alte Königin,
Der holde Glanz von zwanzig Jahren:
Die Haut wurd wieder ſchön, und friſch, und roth,
Das Herze munter, leicht, und wuſte nichts von Noth.
Sie hatte weiſe Zähn, und Locken in den Haaren;
Die Glieder ſchwenckten ſich zur Frölichkeit, zur Luſt.
Doch, ſehet was geſchicht, die neue Bauren-Magd
Stund da, und ſeufzete, da ſie das Spiel betracht.
Was macht der Küchenpudel hier,
Sprach man, und wies ihr ſtracks die Thür;
Ja was noch mehr, man ſties den armen Plunder,
Die ganze Trepp hinunter.
Fattill ſah dieſen Handel an:
Sie lies das Bauren-Mädgen kommen,
Wir ſind, ſprach ſie, doch beyde übel dran.
Ihr ſeyd um eure Crone kommen:

Ich

Ich ſchick mich nicht zu einer Königin:
Und ihr euch nicht zu einer Bäuerin.
Gebt mir nur wieder meinen Kittel;
Hier habt ihr Thron und Reich und Tittel.
Der Wechſel war noch kaum gethan,
So ſties ſie beyde ſchon die Reue wieder an.
Allein, es war, zu ändern, nicht mehr Zeit;
Die Königin befiel die volge Traurigkeit:
Sie weinte ſtets, und ſah ihr altes Leben,
Mit Schmerz und Traurigkeit umgeben.
Ach! wenn ich doch Fatilla wär,
Gedacht ſie ſtets, ſo litt ich jezt nicht mehr.
Ich tanzte nun zum Zeitvertreib.
Im Schall der frohen Feldſchallmeyen,
Mit jungen Hirten einen Reyhen;
Und hätte junges Blut im Leib.
Was nuzet mir mein reich geſchmücktes Bette,
Als daß ich prächtig ſeufzen muß?
Was hilft der Groſen tiefer Gruß,
Die mich verehren um die Wette?
Weh mir! ich lebe nur um deſto mehr zu leiden;
Es kam der Todt, und wolt um höflich hier zu ſein,
Sie auf einmal von aller Noth befreyn;
Allein der Aerzte Kunſt lies ſie ſo ſchlecht nicht ſcheiden.
Ihr Sterben muſt, der Wiſſenſchaft zu ehren,
Noch ein'ge Wochen länger währen.
Doch endlich ging der alte Köper drauf,
Und endigte den langen Lebens-Lauf.
Fatill war dazumal auf einem Feſte,

Und

Und tanzt und ſang aufs allerbeſte.
Als ſie den Tod der Königin vernahm.
Wiewohl, ſprach ſie, iſt mir,
Daß ich ſo ſchnell um meine Crone kam,
Nun wär ich todt, die Kön'gin aber hier.
Es kam darauf die weiſe Fee zu ihr,
Und gab ihr unter dreyen
Die Wahl zu freyen.
Der eine war ein Fürſt, ſo mächtig und ſo reich,
Daß ihm kaum keiner gleich.
Er hielte prächtig Hof, und was noch mehr:
Er liebte auch die Schönen ſehr.
Allein, er war dabey
Verdrießlich, alt, und nie vom Argwohn frey.
Der andre war zwar auch von hohem Stand:
Allein er hat kein Geld, und weder Land noch Sand.
Dargegen war er reißend ſchön;
Man liebte ihn, man durfte ihn nur ſehn.
Der dritte war ein feiner Bauers-Mann,
Nicht reich, nicht arm, ſo viel man ſehen kan.
Derſelbe würde ſie nicht heftig lieben,
Und auch nicht viel betrüben.
Hier blieb Fattill bey ſich lang in Gedancken ſtehn;
Sie wuſte ſich nicht zu entſchlieſſen:
Sich ſchön gepuzt und hoch verehrt zu wiſſen,
Samt Kutſch und Pferd, und Herrlichkeit und Pracht;
Wo iſt ein Mädgen wohl, dem nicht das Herz hier lacht?

Den

Den Schönen hätte ſie wohl gern gewehlt;
Allein, weil ihm das beſte fehlt:
Ich meyn das Geld; was ſolte der ihr nutzen?
Sie könte ja bey ihm ſich nicht einmal recht
putzen.
Sie dachte an den dritten kaum;
Die Wahl von groſen Herrn auf einen
Bauers-Mann,
Fürwahr, das ſtund ihr gar nicht an.
Jedoch die Fee half ihr bald aus dem Traum:
Geh, Thörin, ſagte ſie, du dauerſt mich,
Weiſt du nicht unter dieſer Dreyen,
Wen du vermählen ſolteſt freyen?
Da nim den Bauers-Mann, der ſchicket ſich
für dich.
Der erſte würde dich, und du den andern lieben;
Doch jeder würde dich betrüben.
Der dritte nur iſt deiner werth:
Ob ihn dein Herz gleich nicht begehrt.
Du kanſt mit ihm vergnüget leben.
Wenn er dir nur wird keine Schläge geben.
Drum meide den Betrug:
Diß Gluck iſt ſchon für dich genug.

* * *

Es können uns gar wenig Sachen,
Die herlich glänzen, glücklich machen.
Es tanzt ſich luſtiger auf einem grunen Hayn,
Als auf polirtem Holz und Marmelſtein.

Der nur iſt in der Welt beglückt zu ſchätzen,
Der ſich nicht hoch gedenckt zu ſetzen.
Und der, wie Zeit und Glück es fügt,
Mit ſeinem Stande ſich begnügt.

Das Fundament.

Hans Conſtantin von Florimaus,
Der baute ſich ein treflich Haus.
Was Rom, Corinth, Toſcan an Seulen-Werck erfunden,
Diß alles ſah man hier mit Bogenwerck verbunden.
Man ſah die rarſten Bilder-Seulen:
Der Muſen Zierd, der Pallas Sitz,
Den Hercules mit ſeiner Keulen,
Und auch Bellonens Sturm Geſchütz.
Die Flora theilt durchs ganze Haus,
Der Blumen Schmuck mit Gränzen aus.
Man ſah die frohen Amoretten,
Durch Bendelwercke ſich verketten;
Auch Larven, Geiſter und Satyren,
Die halfen ſelbſt die Wände zieren.
Des Neides Bild mit aufgerißnem Schlund,
Macht auf dem Thor, mit gräslichen Gebärden,
Die ſtrenge Nachricht kund:
Daß ja an dieſem Haus nichts ſolt getadelt werden.

Ich

Ich ſage darum nichts; Das Haus war
ſchön,
Und treflich anzuſehn.
Nur war es ſeinem Herrn nicht hoch genug;
Er wolt zu mehrerem Ergetzen,
Auch einen Thurn darauf noch ſetzen.
Es galte nur um den Verſuch.
Hans Florimaus lies ſeine Bauleut kommen:
Ein jeder ſprach, es geht nicht an,
Dieweil der Grund die Laſt nicht tragen kan.
Ich aber, ſprach der Herr, ich hab mirs vor-
genommen;
Drum muß es ſein.
Wer iſt, der einen Zweifel hegt,
Daß nicht ein Stein den andern trägt?
Die Regel iſt ja gantz gemein.
Man that ſo wie der Herr gewolt,
Weil er die Mih bezahlen ſolt.
Kaum ſtund ein neues Stockwerck fertig,
So zeigt der Bau ſich ungebehrdig,
Und krachte faſt auf allen Seiten;
Diß wolte Florimaus nicht leiden.
Es hies dem Fundament ſey hier nicht wohl
zu trauen;
Wohlan, ſprach er, diß ſichtet mich nicht an,
Weil man ja leicht das Haus abbauen kan,
Um nach dem Fundament zu ſchauen.
Das Haus wurd alſo abgetragen,
Und niemand durft was drüber ſagen;
Man ſah das Fundament diß trug ein feines
Haus;

Doch mit dem hohen Thurn, da wurde nichts daraus.

* * *

So führen wir auch oft in unſerm Lebenslauf
Manch gros und wichtig Werck, auf ſchlechten Gründen auf;
Der Stolz verſteiget ſich in prächtigen Ideen,
Die nur allein in Wahn und Einbildung beſtehen.
Wer ohne Weisheit baut, der baut zu ſeiner Schand,
Und führt ein Denckmal auf von ſeinem Unverſtand.

Die Mühle.

Phillaß, ein wohlgehaltner Mann,
Kauft ſich unlängſt ein treflich Landgut an.
Er baute es recht ſchön:
Hof, Garten, Meyerey, und was noch mehr, ein Teich,
Worin die Menge Fiſche gehn.
Wer wolte da nicht recht vergnüget leben?
Doch Wunſch und Glück ſind ſelten gleich.
Der Neid iſt ſchon genug, Verdruß zu geben.
Ein wilder Bach, der vom Gebürge kam,
Wurd öfters, wann der Schnee auf ſeinen Wipfeln ſchmolz,

Der-

Dermaſſen aufgeſchwellt und ſtolz,
Daß er, wo er den Weg hinnahm,
Gewaltig durch die Fluren riß,
Und auch ſogar
Den Häuſern in der Stadt gefährlich war.
Dem guten Pillaß that der unbeſcheidne Bach,
So oft er ſich ergaß, das gröſte Ungemach:
Sein ſchöner Teich
An Anmuth, Krebs und Karpen reich,
Wurd öfters ganz von Fluten überfloſſen;
Der ehrlich Mann, der gern was gutes aß,
Man dencke ſelbſt, wie dieſes ihn verdroſſen,
Der fragte, was zu thun? Mein Herr Pillaß,
Sprach einer, der ein wenig Witz beſaß,
Wär ich ſo reich, als ihr,
So wüſt ich wohl bald Rath allhier.
Seht dort an jener Höh, wo ſich die Fluth ergieſet,
Da lenckt ſich abwerts hin ein Thal,
Wo das Gewäſſer leicht durch flieſet:
Dorthin könt ein Canal,
Ohn alle Schwerigkeiten,
Den Abſturz wilder Bäche leiten,
Auch wär hier leicht ein Mühlgang angebracht.
Herr Phillas war damit zufrieden,
Die Sach ſchien ihm wohl ausgedacht.
Er trug der Stadt es vor, die hier hat zu gebieten;
Ein jeder pries den klugen Mann,
Der ein ſo gutes Werck beginnen wolte.
Doch jeder ſah die Sachen anders an:

Als man dargegen ihm die Mühl verſtatten
ſolte.
Wie? ſprach der Weiſen Männer Schaar,
Solt Phillaß ſich dergleichen unterſtehn,
Und uns ein Mühlwerck hier vor unſrer Naſe
bauen?
Fürwahr, dem Ding iſt nicht zu trauen.
Es würde bald geſchehn,
Daß unſrer Stadt dadurch die Nahrung dürft
entgehn.
Und jederman in ſeiner Mühl zu mahlen,
Das Waſſer theuer müſt bezahlen.
Kurz, Phillaß Mühl fand kein Gehör,
So gern man auch vom Bach befreyet wär.
Der Winter kam, und deckte Berg und Thal
Mit ungeheurem Schnee. Der Lenz erſchien
ſehr heis,
Und machte auf einmahl,
Der Berge weiſe Wipfel kahl.
Der Schnee verwandelte ſein kaltes Eis
In eine naſſe Flut,
Die ſich, mit rauſchender und ſchneller Wut,
Ins ganze Thal ergoß,
Und Hof, und Stadt, und Land,
Mit einmal überfloß.
Des Phillaß Mühle hät das Unglück abge-
wandt.

* * *

Lernt, Menſchen! was der Neid für Uebel
nach ſich ziehet,

Gönt

Gönt andern, daß ihr Wohlſein blühet:
Befördert eures Nachbarn Glück,
So fält es wiederum auf euch zurück.

Die Pyrrhoniſche Hundsfurcht.

Pyrrho cum ſe invadentem canem repulisſet, cauſantique cuidam: grave, inquit eſt, & per difficile, hominem penitus exuere. *Diog. Laert. Am. V.* Pyrrho. L. IX. c. 9. n. 6.

Als neulich mich ein ehrvergeßner Zahn,
Mit ungeſtümer Wuth rebelliſch plagte,
Kam Pyrrho, dem ich dieſes Leiden klagte.
Ha! fuhr mich dieſer lachend an,
Der Sinn betrügt, du bildeſt dir es ein.
Die Sachen in der Welt ſind nur ein bloſer Schein.
Wer wolte ſich in ſeinem Leben,
Der Einbildung ſo weit ergeben:
Der Einbildung? ſprach ich, das läßt ſich hören.
Wohlan, ich will ein Weiſer ſein,
Und bilde mir zum Trotz der Schmerzen ein:
Ich fühle nichts.

Ich war ganz Holtz; GOtt ehr den weiſen Mann,
Der ſo verſtändig ſtets ſchlieſen kan.
Urplötzlich kam das Uebel wieder,
Ich ſang die vorigen Klagelieder.
Der groſſe Schmerz entriß mich der Gedult.
Ich that, ich wuſte nicht wie:
Ich ſchalt auf die Philoſophie,
Und ſchlug von ungefehr auf meinen Pult:
Stracks ſprang mein treuer Moppel auf,
Und fiel dem Pyrrho, der ihm nichts gethan,
Mit unbeſcheidnem Bellen an.
Mein Pyrrho, voller Furcht und Schrecken
Erarif die Thür. Ich ſchrie: wo wilt du hin?
Was kan dir Furcht erwecken?
Wie trügt dich nicht der Sinn?
Ja wohl, ſprach er: Ich meynte zu entfliehn.
Wie ſchwer iſts doch den Menſchen auszuziehn!

VI.

Die Kirchen-Gebräuche.

Ein frommer Prieſter auf dem Land,
War, weil er ſich des Grund-Texts nicht befliſſen,
Auf ein ſehr armes Dorf verwieſen.
Er lebte ſchlecht und unbekant,
Und muſte, leider, ſich bequemen,
Mit wenig Sold vorlieb zu nehmen.

Einſt,

Einſt, da ich zu ihm kam, beklagt er ſich gar ſehr,
Daß lang in ſeinem Dorf kein Kind erſchienen wär:
Auch ſey in ſieben Jahrenfriſt,
Ihm einmal nur das Glück gelungen,
Daß man in ſeiner Kirch, den Morgenſtern geſungen. *
Zwey Gulden brächte ihm die Leichenpredigt ein;
Wenn nun kein Sterben würde ſein:
So wär der Sold doch gar zu ſchlecht.
So gern er auch zu GOttes Ehren,
Hier ſeine Redekunſt lies hören.
Der arme Mann hat recht,
Er iſt des Altars Knecht;
Und hat ſonſt nichts zu heben;
Von Tauf, und Beicht, und Sterben muß er leben;
So iſt es einmal eingericht;
Iſt dieſes Chriſti Kirch? Diß glaub ich nicht.
Das Kind in Mutterleib muß ſchon die Vorbit kaufen:
So bald ſich die Geburt nur meldt;
So bringt die Taufe Geld.
Die Jugend ſiehet man zum Pfarherrn laufen.

* Iſt das bekante Kirchen-Lied: Wie ſchön leucht uns der Morgenſtern. Welches man an einigen Orten bey denen Trauungs-Ceremonien zu ſingen pfleget.

Wenn er ſie confirmirt,
Zahlt man, wie ſichs gebührt,
Den Meynungs-Cram, davon ſie nichts verſtehet.
Wenn man darauf zum Tiſch des HErren gehet:
So macht das Geld für Ablas, nach der Beicht,
Sünd und Gewiſſen leicht.
Man freyt; doch gilt der Ehſtand nicht,
Wenn nicht der Prieſter erſt den Segen drüber ſpricht;
Diß trägt ihm ein. Schreckt Kranckheit oder Todt;
So hilft der Prieſter auch mit Beten aus der Noth;
Doch nichts umſonſt. Man ſcharrt die Todten ein,
Und lobet ſie zulezt, das muß bezahlet ſein.
Man hat den Ablas abgeſchaft:
Wie, daß man noch an ſolchen Dingen haft?
Fürwahr, ich kan hier nicht den frommen Tadel laſſen;
Und ſolte man mich drüber haſſen.
Ich ſag und wiederhol es frey,
Daß hier nicht Chriſti Kirche ſey.
Die Früchte ſind allein des Geiſtes Gaben,
Was Wunder, daß wir ſie verloren haben?

Die Warheit.

Betrachtet man der Warheit banges Leben:
So sieht man sie vom Lasterschwarm umgeben.
Es rauben ihr der Leidenschaften Wuth,
Fast alle Kraft, fast allen Muth.
Wer rettet sie von diesen finstern Rotten,
Die ihrer reinen Einfalt spotten?
Die Freyheit kömt und reichet ihr die Hand:
Sie folgt, sie eilt; doch kan sie nicht entkommen,
Geitz, Hoffart, Neid und Unverstand,
Die lassen ihr nicht Raum gewinnen.
Die Heucheley, der Bosheit Ungeheur,
Sieht hier, mit Andachts-vollen Blicken,
Die Warheit selbsten zu berücken.
Der Wahnwitz spielt sein wildes Feur,
In lauter Einbildung und Fantasey:
Und meynet stets die Warheit zu umarmen.
Die Zanckſucht steiget neben bey:
Sie häufet Sätz auf Sätz, und stürzet ohn Erbarmen,
Den, welcher anders glaubt, in tiefsten Höllen-Schlund.
Der Aberglaube macht nur seine Träume kund.
Und weil ihn stets die schwarze Galle schrecket:
So werden Wunderding von ihm entdecket.
Die Warheit zittert, bebt und seufzt mit Ach und Pein,
Von diesen Thoren frey zu seyn.

Wohl

Wohl dem, den Chriſtus frey gemacht,
Und der ihm ſtets zu folgen tracht;
Den werden keine fremde Lehren
Verwirren noch verſtören.

Das Glück und die Tugend.

Das Glück erhält den erſten Rang in der Welt; und hat gleichwohl keine Verdienſte. Es gibt Lorber-Cränze, Kleinodien, Reichthümer, Würden, Macht und Cronen. Die Tugend iſt beſcheiden, demüthig, und öfters wohl gar ſchamhaftig. Sie kan ſich nicht entſchlieſen, dem Glücke nachzulaufen: ſie komt alſo zu nichts. Man muß etwas wagen, wenn man ſich empor ſchwingen will.

Lycon, ein Sohn des Taranus in Phrygien, hatte ſich denen Künſten und Wiſſenſchaften ergeben; Er übertraf an Witz und Lebhaftigkeit alle ſeine Lands-Leute, welche für die ungeſchickteſten Einwohner in klein Aſien gehalten wurden. Lycon hatte einen hohen Geiſt. Er beſang die Heldenthaten des Achilles, und die Siege des Apollo. Die luſtrei-

luſtreichen Gefilder in Theſſalien, und die anmuthigſten Thäler um den Berg Olympus, ſchwebeten ihm noch ſtets vor den Augen. Caranus, der ſich von der Geſchicklichkeit ſeines Sohns ganz andre Gedancken gemacht, und durch ſeinen Beyſtand ſich beſondere Vortheile verſprochen hatte, ſah ihn immer mit einem Buche in der Hand, oder den Himmels-Lauf betrachten, oder Verſe machen. O! ſprach der bekümmerte Vater! hätte ich dich, mein Sohn, doch niemahls nach den caſtaliſchen Quellen des Parnaſſus geſchickt, welche die Menſchen begeiſtern, die daraus zu trincken pflegen! Was nutzen dir deine Wiſſenſchaften, und deine Lieder, welche ſich mit dem Klange der Muſen vermengen, und die Götter in Entzückung ſetzen? Die Schäfer werden deiner in ganz Phrygien ſpotten, und du wirſt ſo arm bleiben, als ich hoffte, durch dich reich zu werden.

Die Ermahnungen des unwiſſenden Vaters wirckten ſo wenig bey dem gelehrten Sohne, daß dieſer an ſtatt den Hirtenſtab zu wehlen, auf Mittel ſann, ſein Vaterland zu verlaſſen, und nach Lydien ſich zu begeben.

Eine Fee, welche eine von denen dienſtfertigen Nymphen war, die den Menſchen zur Erlangung ihrer Wünſche dienen, meldete ſich in dieſen Umſtänden bey dem jungen Lycon.

Da

Du haſt allzuwenig Ehre, ſchmeichelte ſie ihm, in deinem Vaterlande zu gewarten: Komm, ich will dich an den Hof der Göttin des Glückes bringen, und dich an demſelben zu einem groſen Manne machen. Dieſes war eben, was Lycon ſuchete. Er überlies ſich der Fee, welche ihn nach Sardis brachte, wo die Göttin des Glückes Hof hielt.

Weil man dieſe Göttin ſelbſt niemahls anders als zufälliger Weiſe zu ſehen bekömt: ſo führte die Fee den Lycon nur zu ihrem Lieblinge. Dieſes war der gröſte Mann in ganz Sardis. Die Fee hatte den Lycon ſchon im voraus unterrichtet, daß er ſich vor dieſem Abgott des Glückes ſehr unterthänig bezeigen müſte, weil er durch ihn am erſten könte erhöhet werden. Lycon gab demſelben durch eine tiefe Verbeugung zu erkennen, wie geneigt er ſey, in ihm die groſe Göttin des Glückes zu verehren. Indem er ſich aber erkühnte einen freyen Blick nach demſelben aufzuſchlagen: ſo ſah er einen groſen Kopf, wo die Natur an ſtatt der Stirne ſich hatte gefallen laſſen, das Kien zu verdoppeln, und ſolches mit einem ſo reichen Vorrathe von Fleiſche zu behängen, daß es ſchien, als ob ein neues Geſicht daraus wachſen ſolte. Zwey groſe Kalbs-Augen leuchteten daraus mit ſtarr vergnügten Blicken über eine kleine Naſe hervor. Die Adern ſtrozten vom Blute, und der Zinnober

nober glänzete auf ſeinen fetten Wangen. Lycon war ganz betroffen, eine ſo beſondere Geſichts-Bildung wahrzunehmen. Die Fee, welche ſolches beobachtete, und nicht ungleich argwohnte, daß Lycon ſich an dieſen Zügen aufhalten möchte, um die Geheimniſſe der Phyſionomie zu entziefern, trat hurtig hinzu, und machte, daß ſich der groſe Liebling des Glücks gegen den Lycon freundlich bezeigte. Siehe, ſprach ſie zu demſelben: Dieſer junge Menſch iſt ein Schüler des Lycons; er wird durch ſeine erhabene Poeſie deinen Namen unſterblich machen.

Die ſchwachſinnigſte Köpfe hören ſich doch immer gern loben: Der Liebling des Glückes bezeigte dem Lycon ſein gnädiges Wohlgefallen. Er ſah ihn mit einem freundlichen Lächeln an, und verſchafte ihm einen ſehr einträglichen Dienſt an dem Hofe ſeiner Göttin. Dieſe Erhebung gab dem Lycon ein heimliches Vergnügen; es dauerte aber nicht lange. Aller Orten wo er hinkam, fragte man ſich einander, wer er wäre? Von welchen Göttern er abſtammete? Ob er auch ſchöne Güter und Freunde bey Hofe hätte? Weil ſich nun Lycon aller dieſer Vortheile nicht rühmen konte, ſo machten ihm die Groſen ein ſprödes Geſicht, und ſezten ihn allenthalben unten an. Empfindlicher Umſtand für ein hochmuthiges Herz, welches ſeine eignen Vorzüge kante, und ſolche doch ſo ſchlecht verehren ſah.

Die Fee erſchien ihm, als er darüber in ein tiefes Nachdencken gerathen war, und erbot ſich, ihn mit der Göttin des Glückes ſelbſt bekant zu machen.

Dieſe Göttin ſprach die Fee, iſt ein feuriges und lebhaftes Weib: eine ſtete Jugend herrſchet auf ihren Lippen; ihre Wangen glänzen wie Roſen und Lilien, und ihre Geſtalt iſt ſo reitzend und einnehmend, daß ſie auch die Weiſen verblendet. Nur ihre Augen ſind blöde, und können nichts weniger, als den Glanz der Sonne vertragen. Dieſes iſt die Urſache, warum ſie ſolche mit einem zarten Bande zu bedecken pfleget. So ſchön und reitzend ſie auch geſtaltet iſt: ſo ſiehet man doch leicht, daß es ihr an Witz und Klugheit manzelt. Man muß ſie alſo mehr durch allerhand kleine Thorheiten und Tändeleyen, als durch ein vernünftiges und erhabenes Weſen, zu gewinnen ſuchen. Ihre bloſe Fantaſien beherrſchen ihren Verſtand: ſie iſt eifferſüchtig auf ihre Freyheit, und will ſich durchaus nichts vorſchreiben laſſen.

Kaum hatte die Fee dem Lycon den Unterricht gegeben: ſo erſchien die Göttin. Sie erblickte den Lycon, und fragte: wer er wäre: Lycon machte vor ihr einige luſtige Capriolen, und ſang, dabey unter dem Thone einer ſchnarrenden Leyer, eine Paar ſchlechte Buhlerlieder

der

der phrygiſchen Schäfer. Die Göttin fand beydes die Muſic und die Gedancken davon ſo unvergleichlich, daß ſie alſobald befahl, dem Lycon alle die Vortheile einzuräumen, welche die Groſen an ihrem Hofe zu genieſen haben. Sie machte ihn zu einer wirklichen Staats-Excellenz, und lies ihm, nebſt vielen Schätzen, auch einen groſen auf Pergament geſchriebenen Brief ausfertigen, worauf geſchrieben ſtund, daß Lycon von dem Hercules abſtammete. So bald hatte Lycon nicht dieſen Brief, nebſt einer Menge des geſchmolzenen Sandes aus dem Pactolus, * welche die Göttin ihme reichen lies, ſo hielten ihn alle Leute für einen Abſtämling der Götter. Man verhrte ſeine Titel, ſeine Ahnen, ſeine Verdienſte, ſeine Reichthümer, und ſezte ihn allenthalben oben an.

Der Sohn des Hirten Caranus wurde alſo ein groſer Herr. Geld und Güter, und Ehre und Pracht und Herrlichkeit: alles dieſes fand ſich bey ihm im Ueberfluße. Nur eines fehlete ihm noch, und dieſes konte ihme das Glück nicht geben, nemlich das Vergnügen.

* Dieſes war ein Fluß in Carien, welcher bey den Alten, wegen ſeines Goldſandes berühmt war, welche ihn auch Chryſorrhoa nanten. Crösus ſoll daraus ſeine meiſten Reichthümer bekommen haben. S. Strabo L. XIII.

Den glücklichen Lycon drückte bald die Laſt ſeiner Reichthümer: ſie machten ihm ſo viele Sorgen, ſo viele Zerſtreuungen, und ſo vielerley Verdruß, daß er öfters in etlichen Tagen kaum einen Augenblick mehr übrig hatte, an ſich ſelbſt, vielweniger an die Annehmlichkeiten ſeiner Muſe, zu gedencken. Von Morgends bis Abends wurde er von allerhand Leuten überlaufen. Wolte er ausfahren, ſo verfolgte ihn ein Trupp von Unglückſeligen, die ſeine Hülfe und Barmherzigkeit anflehten. In ſeinen Vorzimmern hielt ihn ſtets ein Schwarm von Höflingen belagert; theils wolten ſie ihm die Aufwartung machen, theils ihre Noth klagen, theils aber ſeine Handlungen und Abſichten ausforſchen.

Kaum dachte er nach einer unruhigen Nacht ein wenig der Morgen-Ruh zu genieſſen, ſo hörete er ſchon das leiſe Knarren einer ſanft aufgehenden Thüre, durch welche der Kopf eines Aufwärters ſich ſteckte, um zu ſehen, ob er noch nicht erwachet ſey. Regte er ſich ein wenig, ſo trat derſelbe näher zu ſeinem Bettgezelte, berichtete, was die Glocke geſchlagen, und wie viele Menſchen ſeiner in dem Vorgemache warteten. Bey dem Ankleiden muſte er das Anbringen ſeiner Bedienten und Hausgenoſſen anhören. Der eine rechtfertige ſeine Mißhandlungen, der andere klagte über ein Unrecht, das man ihm

erwie-

erwieſen hätte, der dritte buhlete um einen Dienſt. Stracks wurden Federn und Dinte herbeygebracht, dieſes zu unterſchreiben, und jenes auszufertigen. Kaum hatte er noch ſo viel Zeit, mit ſeinen Bedienten und Pächtern zu reden, um ihnen neue Befehle zu ertheilen, oder ihre Rechnungen anzuſehen.

Endlich brachen die Thüren auf, und der von Glück und Hoheit geplagte Lycon erſchien in ſeinem Vorſaale. Alles regte ſich darinn; alles beugte ſich vor ihm. Dieſes hies man an dem Hofe zu Sardis die Aufwartung machen. Hier muſte ſich Lycon freundlich gebehrden, es mochte ihm um das Herze ſein oder nicht. Bald hatte dieſer, bald jener etwas anzubringen. Den einen ſpeiſte er mit leeren Worten und Verſprechungen ab; den andern verwies er zur Geduld: den dritten lies er Vorſchläge thun, welche er doch wieder vergas, ſo bald er den vierdten anhören muſte.

Schienen die Sachen von einiger Wichtigkeit, ſo verwies er ſolche ins Cabinet. Dieſes war ein Zimmer, wo die Herrſchſucht, der Eigennutz und der Neid ſich mit einigen Staats-Räthen verſamleten, und allerhand Ueberlegungen machten, das menſchliche Geſchlecht zu beunruhigen, um die Macht der Göttin des Glückes allenthalben auszubrei-

ten, und alle Schickſale der Völcker ihren Abſichten zu unterwerfen. Dieſe Rathſchläge wurden öfters mit ſolchem Nachdrucke ausgeführet, daß man ihnen zu Ehren das Blut von hundert tauſend Menſchen dabey aufopferte. Man nennete dieſes die Rechte der Hoheit, und danckte denen Göttern, wenn dergleichen wichtige Anſchläge und Mördereyen wohl von ſtatten giengen.

Bey ſeiner Tafel fand Lycon einen Ueberfluß an den niedlichſten Speiſen und köſtlichen Getränckeu; Allein, ſein Magen war verdorben; er konte wenig davon genieſen. Er ſpeiſte aus Gewohnheit, und tranck zu Ehren des Bachus, um die Mühſeligkeiten der Reichthümer zu vergeſſen. Er ſtund ſelten von der Tafel auf, daß er nicht ſolte einige Beſchwerlichkeiten empfunden haben. Er ſuchte deswegen öfters der Nachmittags-Ruhe auf einem weich mit Sammet und Gold beſchlagenem Seſſel zu genieſen. Allein, die aufſteigende Dünſte der Speiſen und Getränke, womit er ſich angefüllet hatte, ſo wohl, als die gauckelnde Bilder, die dadurch in ſeinem Gehirne rege gemacht waren, geſtatten ihm nicht die ſüſen Empfindungen eines ſanften Schlafes.

Zur Abendszeit muſte er ſich in einer groſen Geſellſchaft reich aufgeputzter Menſchen zeigen.

Man

Man betrachtete hier alle seinen Mienen und Gebehrden. Er spürete dabey nichts, als Zwang und Unruhe; keine Stellung war frey und natürlich. Er war bestürzt, wie auf einer Schaubühne, um gewiss Rollen zu spielen, die er so gut, als auswendig, lernen muste. Hier sagte man sich einander Dinge, an welche man nicht gedachte, und zeigte ganz andere Neigungen, als man hatte. Lycon sah die verächtlichsten Menschen, die er ehren muste, weil sie die Göttin des Glückes erhoben hatte; da er im Gegentheile dadurch seinem Range etwas vergab, wenn er sich mit tugendhaften Leuten, die keinen Reichthum, keine Titel und keine Ahnen hatten, in Freundschaft einlassen wolte.

Sehet hier alle mögliche Gaben, womit die erhabene Göttin des Glückes ihre Günstliche zu verherrlichen pflegt. Lycon empfand die Menge seiner Vorzüge und Reichthümer mit einer Unruhe, die ihn zerstreuete, und mit unendlichen Sorgen erfüllete. Er verlohr darüber sein aufgeräumtes Wesen, seinen muntern Scherz, und seine zuvor gehabte glückliche Einfälle. Er war misvergnügt mitten unter dem Genuße alles dessen, was man in der Welt gros und glücklich nennet. Er sehnete sich nach ruhigen Stunden, und wünschete sich öfters wieder nach den stillen Triften der phrygischen Schäfer.

In dieſen hin und her irrenden Gedancken verfügete ſich Lycon einmahls nach den geheiligten Gebüſchen der Diana. Er gieng darinnen auf und nieder: Bald ſchien er ſeine Schritte zu verdoppeln, bald ſtund er ein wenig ſtill, ſchlung die Aerme in einander, und ſah ſtarr vor ſich hin; bald ſchlug er die Augen gen Himmel empor und ſeufzete: Unſchätzbare Weisheit! rief er bey ſich aus, warum bin ich nicht deinen erhabenen Lehren gefolget? Warum bin ich nicht in dem niedrigen Stande meines Vaters des Caranus geblieben? Warum habe ich nach hohen Dingen geſtrebet? Wie wenig können die Menſchen doch die wahre Güter, welche ihr Leben unſchuldig und glückſelig machen? Die feurige Triebe des Apollo, und die Annehmlichkeiten der caſtaliſchen Muſen haben meinen Geiſt aufgebracht; ich wurde hochmüthig, weil ich in ihren Künſten unterrichtet war. Die Wiſſenſchaften ſind eine allzuſtarcke Nahrung des Hochmuths, als daß man dabey mit einem gemeinen Glücke ſich beſcheiden könte. Man entdecket die Schwachheiten und Fehler anderer Menſchen; man ſiehet über ſie hinaus; man gewinnet eine Hochachtung für ſich ſelbſt, und iſt eiferſichtig, wenn andere unſere Vorzüge nicht erkennen und verehren wollen. Man ſucht deswegen durch groſe Unternehmungen ſich hervor zu thun, und ſich einen hohen Ruhm zu erwerben.

ben. Dieſer Ruhm koſtet uns unſere Freyheit, unſere Ruhe und alle Annehmlichkeiten dieſes Lebens. Nur der Weiſe allein kennet von unſerem flüchtigen Leben den wahren Werth. Er macht ſich ſolches zu Nutzen, und ſuchet ſich, auf den Flügeln der ſchnell vorbeyſtreichenden Zeit, bis in die Ewigkeit zu ſchwingen. Solche Weiſen findet man ſelten bey Hofe, wo alles übertrieben, und mit Schein und Blendwerck und Hochmuth angefüllet iſt. Die Groſen wiſſen nichts von den Annehmlichkeiten dieſes Lebens, weil ſie weder die Unſchuld noch Einfalt kennen; wo aber dieſe mangeln, da mangelt auch das Vergnügen, und wo man nicht vergnüget iſt, was nutzen da alle Güter?

Nach dieſen Betrachtungen überfiel den Lycon ein ſtarcker Schlaf. Alles, was ihm bisher begegnet war, kam ihm darin als ein Traum vor. Er erwachte und ſah ſich auf einmahl in den anmuthigſten Gefilden von Theſſalien. Hier begegnete ihm eine Frau von göttlicher Geſtalt. Aus ihren Augen ſtrahlete ein Blick von Freundlichkeit und Liebe: ihre Gebehrden waren holdſelig und majeſtätiſch: ihren Leib umſchlung ein zart gewirckтes Gewand, welches ſo weis, wie der Schnee, und ſo weich, wie die zarteſte Wolle war. Lycon erkante ſie ſogleich für die Göttin der Tugend. Er neigete ſich vor derſelben

ſelben mit der gröſten Ehrerbietung. In der That kan man die Tugend nicht ſehen, ohne ſie zu verehren.

Wer du auch biſt, o Fremdling! redete ſie den Lycon an, ſo bemercke ich, daß dir ein ſonderbares Anliegen das Herze drücket. Was hat dich in dieſe ſtillen Triften gebracht?

Erhabene Göttin! antwortete Lycon, deine durchforſchende Augen entdecken den heimlichen Kummer, der mich naget. Vergeblich ſuche ich dir ſolchen zu verbergen. Ich bin Lycon, ein Diener an dem Hofe der Göttin des Glückes. Ich bin daſelbſt bis auf den höchſten Gipfel, der Ehre und Reichthümer geſtiegen iſt. Allein mein Misvergnügen wuchs mit meiner Erhebung; meine Begierden wurden mehr gereitzet, als vergnüget. Ich wünſche deswegen mein Leben in Ruhe, und in der glückſeligen Unſchuld eines Schülers der Weisheit hinzubringen.

Wenn du ſo gedenckeſt, mein Freund! antwortete die Göttin: ſo will ich dich zu Menſchen bringen, welche dir darzu den Weg zeigen ſollen. Sie faßte darauf den Lycon bey der Hand, und führete ihn in das geheiligte Thal des groſen Pan: der Caiſtrus, deſſen Ufer die Schwanen belebten, durchfloß daſ-

ſelbe

ſelbe mit ſchlänglenden Zügen, und belebete gleichſam durch ſein ſanftes Rauſchen die ſtille Einöde dieſes andächtigen Orts. Ein dunckeler Wald bedeckete mit immer ſich empor hebenden Hügeln, das daran ſtoſende luſtige Gefilde, wo ein ſteter Frühling alle Gattungen von Blumen und Früchten hervor brachte: Die zarte Lämmer weydeten auf dieſen fetten Auen, und hüpfeten für Freuden über den Genuß der freygebigen Natur.

Die Göttin der Tugend führete hier den Lycon zu dem Altar des groſen Pan. Dieſes war der erhabene Name derjenigen Gottheit, worunter man die Seele der Welt, oder deutlicher zu reden, den Schöpfer und Erhalter aller geſchaffenen Dinge verehrete. Die Hirten, welche hier wohneten, waren zugleich die Prieſter dieſes heiligen Tempels.

Ihre Wohnungen hatten nichts reiches, nichts prächtiges. Sie glänzeten weder von Gold noch von Porphyr; Die einfältige Natur hatte allein ihre Annehmlichkeiten in der Verbindung mit der Ordnung und Reinlichkeit hier ausgelaſſen, welche zuſammen dieſen kleinen Gebäuden ein überaus reitzendes Anſehen gaben. Eine jede Wohnung hatte, bey dem Eingange, einen mit grünen Waſen belegten Hof, wo in der Mitte ein ſpringendes Waſſer in einen Kumpen von Alabaſter aus-

ſprudelte, und durch ſein raſchelndes Gethöne die tiefe Stille dieſes Auffenthalts unterbrach. Eine Reihe hochgezogener Buchen bedeckten von beyden Seiten den Hof und das Haus. Hier vermengete die Nachtigall ihre reitzende Kehle mit dem ſüſen Thönen der anderen Vögel, die gleichſam mit abwechſelnden Chören die Herrlichkeit und Allmacht des groſen Schopfer beſangen, und die Menſchen zu gleichen Pflichten aufforderten.

Auf der einen Seite zeigte ſich eine kleine Meverey von allerhand zahmen Thieren, welche zu den Opfern gebraucht wurden. Auf der anderen Seite aber ſahe man verſchiedene Gattungen von allerhand Geflügel. Ein Garten von Lorbeeren, Feigen und Pomeranzen-Bäumen umſchloß von hinten die gemächliche Wohnung der Hirten.

Lycon betrachtete alle dieſe natürlichen Schönheiten mit entzückender Verwunderung. O Reichthümer der Natur! rief er dabey aus, wie weit übertrift euer Werth die Pracht der Höfe und die Herrlichkeit der Groſen!

Ein Greis, den ſo wohl die Jahre, als eine langwierige Erfahrung ehrwürdig gemacht hatte, kam hier dem Lycon entgegen; ſo alt er auch war, ſo lebhaft funckelte noch das Licht in ſeinen Augen. Seine Sitten

waren

waren liebreich und angenehm, und sein Geist zeigte noch bey ihm die Munterkeit einer frohen Jugend.

Ich komme, ehrwürdiger Greis! redete Lycon denselben an, von dem Hofe der Göttin des Glückes. Die Tugend hat mich hieher gebracht, um mich in diesem der Gottheit geheiligten Hayne in den Lehren der Weisheit unterrichten zu lassen.

Die falsche Einbildungen, sagte hierauf der Alte, welche man sich von dem Glücke macht, verführet die meisten Sterblichen. Der Mensch ist zu weit edelern Dingen geschaffen, als daß er blos den sinnlichen Lüsten und Begierden sein Leben aufopferen solte. Er ist ein verständiges Geschöpfe, und zur Unsterblichkeit geboren. Es können ihn deswegen auch nur solche Dinge vergnügen und in Ruhe setzen, welche sich auf eine so grose Bestimmung beziehen. Du must, o Fremdling! das allmächtige Wesen, den grosen Schöpfer erkennen und lieben lernen: darum must du dich auch befleissen in seine Absichten einzugehen. Du must auch trachten ihn andern bekant zu machen, und durch dein eigenes Exempel dasjenige bewähren, was du wilst, daß andere glauben sollen. Darin bestehet der Vorzug eines vernünftigen Menschen, der einen Weisen abgeben will.

Wir

Wir verehren hier, fuhr der Alte fort, die einzige wahre Gottheit, und verabscheuen alle Arten der Abgötterey und des Aberglaubens: Was bey unsern Nachbaren Jupiter, Cybelle und Diana heisset, das nennen wir Pan. Es ist nur ein GOTT und eine Wahrheit: Wir verbinden mit dieser Erkentnis alle Pflichten, alle Tugenden und alle Wissenschaften der Menschen. Unsere Nachbarn beschützen uns, weil wir ihnen alle Freundschaft und alle Gefälligkeit erzeigen; und weder nach ihrer Macht, noch nach ihren Gütern streben. Wir begnügen uns an den blosen Gaben der Natur, welche wir durch unsere eigene Hände, der Nothdurft und der Bequemlichkeit nach, uns zu verschaffen suchen. Wir wissen nichts von Kauffen und Vertauschen. Was wir haben ist alles gemeinschaftlich. Wir achten keine Schätze, welche die Begierden der Menschen entzünden, den Geitz erregen, und der Rauberey ausgesetzet sind. Wir nähren einige Thiere, zur Bezeigung unserer Liebe zu allen Geschöpfen, die Leben und Odem haben. Wir bewunderen darinn, wie in allen Dingen die Weisheit, Allmacht und Güte des grosen Schöpfers: wir schätzen solche nach den Graden der Vollkommenheiten, die ihnen aus der Hand des Allmächtigen ertheilet werden.

Warum opfert ihr aber, unterbrach hier Lycon,

lycon die Rede des Prieſters, dieſer liebreichen Gottheit geſchlachtete Thiere, und beſpritzet gleichſam euere Hände mit dem Blute lebendiger Geſchöpfe? Wer macht die Menſchen doch ſo grauſam, daß ſie den GOTT des Lebens durch den Todt ſolcher Weſen, denen er, wie uns, einen lebendigen Atem gegeben hat, zu verehren vermeynen? Was haben wir für ein Recht, dasjenige zu tödten, was er lebendig haben will?

Dieſer Gebrauch, antwortete der alte Prieſter, iſt allen Völckern gemein. Er gründet ſich auf eine faſt durchgängig angenommene alte Ueberlieferung, daß GOtt vormahls einem heiligen Manne erſchienen ſey, und befohlen habe, ihm dergleichen Opfer von den Früchten des Feldes, und von zahmen Thieren zu bringen. Wir wiſſen davon weder die eigentliche Urſache, noch die Bedeutung; wir glauben aber, daß es uns nicht zukomme, einem ſo allgemeinen Gebrauche der Völcker zu widerſprechen, weil er einen göttlichen Befehl zum Grunde haben, und auf eine gewiſſe Weiſſagung ſich beziehen ſoll. Wir haften im übrigen bey unſerem Gottesdienſte an keinen äuſerlichen Ceremonien, ſondern halten das Geſetz allein für heilig; wobey wir dennoch ſtets unſere Ergebenheit an GOtt, und dasjenige, was wir in Betrachtung eines ſo liebreichen Weſens empfinden, durch unſere

vereinigten Gebeter und Lobgesänge auszudrücken beflissen sind. Wir betrachten die Gottheit, als ein selbstständiges Wesen, als den Ursprung alles Guten, als die Quelle aller Weisheit, und als die Liebe selbst. Dieses Wesen, welches wir Pan, und unsere Nachbarn Jupiter nennen, halten wir, nach der Lehre des Orpheus, für das erhabenste und älteste von allem Wesen, welches alles, was sichtbar und unsichtbar ist, hervor gebracht hat: alles mit Licht und Leben durchdringet, die Ordnung im Kleinen und Grosen beständig fortsetzet, und in einem steten Zusammenhang zu seinen weisen Absichten hinlencket.

Lycon hörete dem munteren Greise mit einer entzückenden Bewunderung von göttlichen Dingen reden. Sie waren ihm zwar nicht unbekant: allein er hatte solche noch nie mit behöriger Betrachtung so lebhaft eingesehen. Eine zerstreuete Unachtsamkeit, und die Menge eitler Geschäfte hatten bey ihm den Eindruck dieser reinen Erkentnis GOttes gehindert.

Ich habe längst, sprach er, in meiner Brust den einzigen wahren GOtt, nach den Lehrsätzen der alten Hierophanten, verehret. Die erhabene Weisheit des Zoroasters und des Orpheus sind in den Schulen der Pierischen Musen nicht unbekant; allein das herr-

schende

ſchende Anſehen der hochmüthigen Prieſter, und die Fabeln der ausſchweiffenden Poeten haben die Erkentnis göttlicher Wahrheiten in die äuſerſte Verwirrung geſezt, und das ſchöne Licht der Vernunft, das den Geiſt der Menſchen erleuchtet, unbrauchbar gemacht. Lycon bat deswegen die würdigſten Prieſter des groſen Pan, ihn in ihre Geſellſchaft aufzunehmen, und noch weiter in den göttlichen Wiſſenſchaften der Chaldäer, Perſer und Egypter, welche ihre Nachbarn die Griechen bey ihnen gelernet haben, gründlich zu unterrichten.

Als nun Lycon einige Jahre an dieſem Orte in dem ſteten Umgange der weiſeſten Männer zugebracht hatte, nahete er ſich wieder ſeinem Vaterlande, in der Abſicht, ſeinen Mitbürgern die erlangten Erkentniſſe und Wiſſenſchaften mitzutheilen.

Die Freude des alten Caranus, ſeinen Sohn wieder zu ſehen, war ungemein: Allein ſeine übrigen Verwandten empfiengen ihn mit einer verächtlichen Kaltſinnigkeit. Die rohen Sitten der Phrygier hatten in dieſer Gegend ſich wenig noch geändert. Lycon verfertigte die ſchönſten Lieder; er ſang unter dem erhabenen Thone ſeiner Leyer, das Lob der Gottheit, und die Glückſeligkeit der Tugend. Man hörete ihm zu, man rühmte ſeine Geſänge,

und

und den süsen Klang seiner Saiten. Dieses war alles: Die Phrygier bleiben noch immer träge, wollüstig, aberglaubisch, niederträchtig, mit einem Wort, phrygisch.

Endlich starb Caranus der Vater des Lycon, und hinterlies ein groses Gut. Seine Heerden waren die zahlreichsten die auf den fetten Triften des Möanders weideten. Seine Felder trugen im Ueberfluße allerhand Getrayde und Saamen. In seinen Gärten, welche er auf den nechst gelegenen Hügeln angebauet hatte, wuchsen die schönste Cedern, die köstlichsten Oehle, und die süsesten Weine.

Caranus hatte viele Kinder; diese wolten nicht so wohl die hinterlassenen Güter ihres Vaters unter sich theilen, als rauben; die Töchter aber solten sich, nach dem Phrygischen Gebrauche, ihren Brautschatz durch ihre unzüchtige Buhlereyen erwerben.

Lycon war der älteste unter den Söhnen; ihm gebührete die Auswahl der Güter; die meisten Schäfer schlugen sich auf seine Seite, und es schien unter den Söhnen des Caranus ein heftiger Krieg zu entstehen.

Lycon lies darauf deswegen seine Geschwister und Verwandten zusammen kommen: O ihr Kinder des frommen Caranus! sprach

er

er zu ihnen mit einer erhabenen Stimme: Glaubet nicht, daß euch unſer Vater, der ſo ſorgfältig in ſeinem Leben um euren Wohlſtand beſorget war, euch ſeine Güter deswegen hinterlaſſen habe, um euch nach ſeinem Tode unglücklich zu machen. Iſt es nicht beſſer, es begnüge ſich ein jeder mit demjenigen Erbtheile, das die Richter der Dindymeniſchen Cibele ihme zu erkennen werden? Ich ſchencke hiemit denenjenigen, die ſich mit dieſem Ausſpruche begnügen, den ganzen Antheil von meiner Erbſchaft, und behalte mir nichts weiter vor, als einen Garten auf den Celäniſchen Hügeln, wo die rauſchende Fluten dieſes Strohmes ſich in die anmuthige Thäler des Mäanders ergieſen.

Alle Anweſende geriethen über dieſe großmüthige Erklärung des Lycon in eine tiefe Verwunderung. Die Phrygier waren auf nichts begieriger, als auf Schätze und Reichthümer; und hier fand ſich ein Menſch, der ſolche aus Liebe zum Frieden, mit ruhigem Herzen, ſeinen Geſchwiſtern überlies. Dieſes Exempel, das mit einer ſchnellen Macht in ihre Gemüther drang, verurſachte bey ihnen ein gewiſſes Nachdencken, das vorher noch nie ihre Sinnen gerühret hatte. Wie! ſprachen ſie unter einander: Lycon verachtet die Güter, die wir mit ſo vieler Mühe und Sorgfalt zu erwerben trachten? Gibt es

dann noch andere, welche die Menſchen erfreuen und glücklich machen können?

Hier ſah Lycon ſeine Landsleute auf derjenigen Spur, welche er längſt bey ihnen zu entdecken gewünſchet hatte. Er ſuchte ſich dieſes koſtbaren Zeitblicks zu ihrem Vortheile zu bedienen. O ihr Phrygier! ſprach er zu ihnen, wiſſet ihr nicht, daß man von euch ſaget, ihr würdet nie klug, als wenn es zu ſpät wär? Wie lange wolt ihr noch dieſen gerechten Vorwurf von euren witzigen Nachbaren zu eurer Beſchimpfung anhören? Erkennet doch einmahl, daß ihr bisher euern Verſtand nur allein zu eurem Verderben, und zur Vermehrung eurer Plagen habt anzuwenden pflegen. Der groſe Pan hat euch ein herrliches Land eingeräumet. Die anmuthigſten Gewäſſer durchſtrömen eure fruchtbare Gefilder, und eure Heerden weyden längſt ihren fetten Ufern bis über den Bauch im Graſe. Eure Hügel ſind mit Oehlbäumen und Cedern bedecket, und in euren Thälern wächſet ein Ueberfluß der köſtlichſten Früchte, welche um ſo viel mehr eure Weichlichkeit und eure Wohlluſt nähren, weil ihr nicht nöthig habt, ſie mit ſchwerer Hand zu bauen. Die Gebirge tragen einen herrlichen Wein, der aber, an ſtatt euch zum Dienſte der Gottheit aufzumuntern, und euch mit neuen Kräften zu beleben, von euch zu den ſchnödeſten

ſten Laſtern gemisbrauchet wird. Die Erde iſt mit Blumen und Gewürzen, und die Luft mit wohlriechenden Dünſten, die euch entgegen hauchen, angefüllet. Der Himmel ſelbſt ſchencket euch ſeine gedeylichſten Einflüſſe, und die beſten Witterungen; dennoch wird dadurch eure Danckbarkeit nicht rege gemacht. Euer Geiſt ſchwinget ſich niemahls empor, um den Urſprung aller dieſer Reichthümer und Güter zu erkennen. Ihr froget nicht einmahl, von welcher Hand ſie kommen, und welche Regeln der Ordnung ihr zu beobachten habt, um derſelben würdig zu genieſen. O möchtet ihr diejenige Gottheit erkennen, die alles durch Weisheit regieret, und, durch eine nie erſchöpfte Allmacht, erhält. Dieſe Erkentnis würde euch die groſe Beſtimmung erklären, warum wir hier in dieſer Welt leben, und welche Pflichten wir zu beobachten haben, wenn wir als vernünftige Geſchöpfe den Schöpfer preiſen, und glückſelig ſeyn wollen.

Die Rede würde bey denen aberglaubiſchen Phrygiern keinen Eindruck gemacht haben, wenn nicht das erhabene Zeigen des Lycon ihrem Gemüthe diejenige Aufſchlüſſe gegeben hätte, welche die uns Menſchen angeſchaffene Triebe zum Vergnügen am erſten erwecken können.

Lycon begnügte sich mit den einfältigsten Gaben der freygebigen Natur. Er sprach mit allen Menschen auf eine gütige und einnehmende Art. Wo Streit und Zanck sich unter den Nachbarn erhub, da lief man, als statt die Waffen zu ergreifen, zu ihm, und machte ihn zum Schieds-Richter. Er hemmte bey den zuchtlosen Festen der Cybele die rasende Ausschweiffungen des Volcks und der gemeinen Priester. Man schämte sich in der Gegenwart eines so weisen Mannes unkeusch, unmässig und viehisch zu sein. Wie! meynet ihr, sprach er bey dergleichen Umständen, das höchste und reineste Wesen durch den Greuel aller Lastern und Unflätereyen zu verehren?

Der Aberglaube ist allezeit eine Tochter der Unwissenheit und der Blödsinnigkeit gewesen. Kein Volck war demselben mehr ergeben, als die Phrygier. Sie musten entweder Schläge fühlen, oder durch ihre Pfaffen geschrecket werden. Dieses war eine elende Sittenlehre, und das sicherste Mittel die Menschen in einer viehischen Dumheit und Fühllosigkeit zu erhalten. Lycon hatte demnach etwas schweres unternommen, indem er seine Landsleute durch die Erkentnis des göttlichen Wesens, nach denen daraus folgenden Pflichten, suchete vernünftig und gesittet zu machen.

Wie gros aber iſt nicht die Macht der Exempel? Dieſe vermögen mehr, als alle Vernunft-Lehren und Geſetze. Das leichte und ſtets gleichförmige Weſen des Lycon, ſeine Tugend, ſeine Frömmigkeit, ſeine Grosmuth rührten alle Menſchen.

Die unverſchämte Coribanten, ſo hieſen die Phrygiſche Pfaffen, verloren, nach und nach allen Glauben. Man kam hinter ihre Lügen und Betrügereyen, nachdem man die Wahrheit und den Lycon liebgewann. Man ſpottete über ihre andächtige Gauckeleyen; Man ſah nicht mehr das Bildnis der Cybele, im Triumphe herumtragen, und ihre tolle Prieſter bey dieſen ſchandloſen Feſten, aus einer raſenden Entzückung, ihre Leiber mit Meſſern zerfetzen. Man lernte das wahre von dem falſchen unterſcheiden, und durch den richtigen Gebrauch der Vernunft das Gute von dem Böſen unterſcheiden.

Die beglückte Hirten der theſſaliſchen Fluren beſangen das Lob der Allmacht, und frolockten von der Tyranney des Aberglaubens und der Pfaffen frey zu ſein. Die Weiſeſten unter den Prieſtern eiferten für die Wahrheit, und verfluchten die Abgötterey. Sie richteten dem Pan zu Ehren einen Tempel auf. Der Dienſt der Cybele aber, als der vermeynten Mutter der Götter, wurde völlig

abgeſchaft, weil er die Menſchen zu den aller unſinnigſten Begriffen einer erzeugten Gottheit verleitete.

Lycon, als ein Prieſter des Pan, wurde nicht allein zum Vorſteher des neuen Tempels, ſondern auch des hohen Raths gewehlet. Die Wiſſenſchaften kamen unter ihm empor. Die Phrygier verlohren ihre rohe Sitten; ſie wurden gerecht, leutſelig, mäſſig, vernünftig, und Anbeter des wahren GOttes.

Lycon genoß einer lang fortdaurenden Glückſeligkeit; er begnügte ſich allein mit den Gaben der einfältigen Natur: Alle unordentliche Leidenſchaften, die den Menſchen beunruhigen, und ins Verderben ſtürzen, hatten nicht die geringſte Macht über ſein Herz. Er gelangte zu den Jahren des höchſten Alters, und wurde, da er ſtarb, in die Wohnungen der ſeligen Geiſter aufgenommen, welche die liebreiche Gottheit denjenigen beſtimmet hat, die nach ſeinen Geſetzen in reiner Unſchuld und Aufrichtigkeit zu leben ſich befleiſſen.

Vermiſchte

Vermiſchte
Gedichte
Zweyter Abſchnitt.

Die rechte Art der Liebe bey einer Vermählung.

Cantata.

Sylvander. Amyntas.

Aria.

Sylv. Edle Freyheit, ſüſes Leben,
Dir will ich mich ganz ergeben!
Amors eingebildte Macht
Bleibet ſtets von mir veracht;
Weil ein ungebundnes Weſen,
Das ſich die Vernunft erleſen,
Stets bey neuer Unſchuld lacht.
Edle Freyheit, ſüſes Leben,
Dir will ich mich ganz ergeben.

Amynt.

So will Sylvander allezeit
Das Lob der Freyheit nur beſingen,

Sylv.

Nichts kan mir mehr Vergnügen bringen.

Amynt.

Doch gehſt du nicht zu weit,
Wenn deine Eigenſinnigkeit
Dich das zu fliehen will verleiten,
Was doch der Inbegrif von allen Süſigkeiten?
Ein holdes Aug, das reitzend ſpielt und lacht,
Hat dich noch nie gerührt, noch zärtlicher gemacht?

Sylv.

Nicht rührt kein ſchönes Angeſicht;
Mein Herze kennt dergleichen Schwachheit nicht.

Amynt.

Worzu iſt uns das Herze dann gegeben,
Als daß es lieben ſoll, was liebens werth?
Je gröſer nun das Herz, je mehr es auch begehrt,
Der Liebe Wirckung zu empfinden,
Und was es liebt, auch wieder zu verbinden.
Diß pfleget insgemein
Der groſen Seelen Trieb zu ſein.

Aria.

Aria.

Sylv.

Iſt das Schickſal groſer Seelen
Sich zu quälen,
Und ein ſteter Sclav zu ſein:
Will ich lieber mit den Kleinen
Mich vereinen
Und ein freyes Leben wehlen.

Amynt.

Hier, wo der ſtolze Mayn
Das ſchönſte Ufer gieſt,
Und mit gelinden Wellen flieſt:
Wo die Natur ſelbſt ſcheint verliebt zu ſein:
Wo Spiel und Scherz und bundvermengte
Reyhen,
Das jungvergnugte Volck erfreuen:
Wo alles reizt, gefällt und zärtlich macht:
Da wird der ſüſte Trieb von dir veracht?
Fürwahr ein ſchlechtes Glück
Das ſich in eckler Ruh verlieret,
Und kaum empfindt, noch einen Blick,
Von Lieb und Anmuth ſpüret.

Arioſo a ductto.

Beyde:

Nein, nein: ich ſtimme nicht mit überein,
Die (Freyheit / Liebe) ſoll bey mir die Loſung ſeyn.

Aria.

Aria.

Amynt.

Wunderbare Macht der Liebe!
Die durch unerforschte Triebe
Zweyer Herzen Regung bindt.
Da sich Wille, Geist und Leben,
Gleichsam sich von sich begeben,
Daß man, ungemeines Glücke!
Sie in des Geliebten Blicke
Desto schöner wieder findt.
Wunderbare Macht der Liebe!
Die durch unerforschte Triebe
Zweyer Seelen Regung bindt.

Sylv.

Du singest treflich schön
Von einer hier fast unbekanten Liebe.
Ich möchte wohl davon ein Beyspiel sehn!
Mich dünckt, die Sympathie, die nur allein
Die Losung gleichgesinnter Triebe
In zweyen Herzen pflegt zu sein,
Ist wohl im Ehestand
Am wenigsten bekant.

Amynt.

Wer kan darüber wohl die Liebe schelten,
Wann in der Freyerey
Die Thaler mehr, als Geist und Tugend gelten?

Wann

Wann hier ein Ehren-Amt, und dort die
Fantaſey
Von ſo und ſo viel Ahnen,
Den Weg zur Hoheit müſſen bahnen?
Wann aber ſich zwey klugerfahrne Seelen,
An Alter, Stand und Sitten gleich,
Einander ſelber wehlen,
Da wird die Liebe recht ein Himmelreich.

Aria.

Ich liebe die Triebe
Vernünftiger Liebe
Die Gleichheit gebiert.
Die Schönheit entzündet,
Auf Tugend ſich gründet,
Und Klugheit regiert.
Ich liebe die Triebe
Vernünftiger Liebe
Die Gleichheit gebiert.

Sylv.

Hier ſolt ich wohl auch deiner Meynung ſein;
Wie aber, wenn ein Theil allein
Unglücklich lieben muß?

Amynt.

Diß, wie mich dünckt, iſt ein verkehrter Schluß,
Weil ohne Gegengunſt man niemahls lieben
muß.
Denn wer ſich denckt, empfindlich zu betrüben,
Mag gegen ſein Verhängnis lieben.

Arioſo.

Arioſo.

Hegt die Liebe Qual und Pein,
Wird die Schuld der Liebe nicht,
Sondern der Verliebten ſein.

Der Liebe ſichres Unterpfand
Iſt Tugend und Verſtand;
Wo dieſes ſich zur Liebe nicht geſellt,
Da iſt ihr Thun ein albres Weſen,
Und Klugen in der Welt
Zum billigen Gedächtnis ausgeſtelt.
Wo aber ſich gleich zarte Triebe weiſen,
Da iſt die Liebe erſt zu preiſen?

Arioſo à duetto.

Amynt. und Sylv.

Hegt die Liebe Qual und Pein,
Wird die Schuld der Liebe nicht,
Sondern den Verliebten ſein.

Amynt.

Beglückter Lapidor! du haſt es wohl getroffen,
Dein Lieben ſtellt uns heut ein Beyſpiel dar,
Wer ſo, wie du, hat ein ſtetes Glück zu hof-
fen:

Sylv.

So wird heut Lapidor getraut?

Amynt.

Amynt.

So iſts: das gleich in ſich verliebte Paar,
Wird heut vermählt geſchaut.

Sylv.

Nun wird die Braut den rechten Stein der Weiſen,
An ihrem klugen Liebſten preiſen;
Und er an ihr der Muſen reines Wiſſen,
Mit doppelter Entzückung küſſen.

Amynt.

Beglücktes Paar! So iſt der Ehſtand ſüs.
Du baueſt dir ein irdiſch Paradies.
Drum pflanz darin ein engliſches Geſchlecht,
Daß deiner Tugend Schildereyen
Die ſpäte Nachwelt mög erfreuen;
Diß wünſcht ein dir ergebner Knecht.

Sylv.

Wohlan, ich ſtimm mit überein,
Es ſoll ein Wunſch das End der Lieder ſein.

Aria.

Tutti.

Lacht, liebet und ſcherzet, glückſelige Beyde!
Entzückende Freuden ergötzen die Bruſt.
Nichts ſtöre die Liebe, nichts kräncke die Luſt.

Des gütigen Himmels liebreicheſter Segen
Belebe das Glücke
Und treibe zurücke,
Und ſtöre, was eurem Vergnügen entgegen.
Lacht, liebet und ſcherzet, glückſelige Beyde!
Entzückende Liebe ergötze die Bruſt.

Das à L'hombre Spiel in einer Cantata

in einem zweyen Verlobten zu Ehren angeſtelten Concerte.

Damon, Pythias, Sylvander.

Arioſo.

Sylvander.

Beliebtes L'hombre Spiel,
Du bleibeſt mein Vergnügen.

Soll ich ein Spiel des blinden Glückes ſein?
So trift es hier auch billig ein,
Ich ſuche ſpielend dich, o Glücke! zu beſiegen.

Arioſo.

Beliebtes L'hombre Spiel,
Du bleibeſt mein Vergnügen.

Damon,

Damon und Sylv. zugleich.

Remiſe! Remiſe!

Pythias.

Trois Matadors cinquiéme! das uns zu viel,
Sylvander geh, mit deinem Singen
Haſt du mich drum gebracht.

Sylv.

Warum gibt man nicht mehr aufs Spiel,
Als auf mein Singen acht.

Damon.

Es ſcheint das Spiel euch wenig Luſt zu bringen.
Und Pythias, als er verlor,
Hat ganz gewiß an Doris mehr gedacht,
Als an die Matador.

Aria.

Vergeblich, ihr verliebte Geiſter,
Verſtelt ihr eures Herzens Grund.
Euer tiefes Athem holen,
Eure Blicke, die verſtolen,
Eure Wangen, Stirn und Mund,
Machen bald die Wahrheit kund,
Daß die Liebe euer Meiſter.
Vergeblich, ihr verliebten Geiſter,
Verſtelt ihr eures Herzens Grund.

Pythias.

Kein Schmerz iſt dieſem zu vergleichen,
Als wenn man lieben muß und ſchweigen.

Aria.

Kehre wieder zu dem Herzen,
Edle Freyheit, ſüſe Ruh.
Eitel Kummer, Qual und Schmerzen
Ziehet uns die Liebe zu.
Kehre wieder zu dem Herzen,
Edle Freyheit, ſüſe Ruh.

Damon.

Die Liebe gleicht ſehr viel
Dem L'hombre Spiel;
Wo man mit guten Carten
Zeit und Gelegenheit hat abzuwarten.
Die Entrée tauget nicht,
Wann es an Matador gebricht.
Was die Spadille in dem Spiel,
Das iſt die Tugend in der Liebe.
Doch dieſe gilt allein nicht viel.
Der zweyte Matador heißt Geld und Güter:
Denn ohne dieſen ſtarckem Thon
Singt man der Tugend ſchlechte Lieder.
Ein jeder bleibt davon
Und denckt: Hier iſt der Beutel leer.
Je ſuis Votre ſerviteur.
Der dritte Matador
Kommt mir, als wie die Schönheit vor;

Mit

Mit der allein nichts auszurichten;
Denn iſt ihr Glanz mit Tugend oder Geld
Nicht allzuwohl geſellt,
So läßt ſichs wohl drauf gute Verſe dichten,
Und klinget herrlich in der Poeſie:
Allein im Stand verliebter Ehen,
Macht öfters nur ihr freundlich Sehen,
Dem guten Mann noch Jalouſie.

Aria.

Sylv.

Ein liebes Kind mit Matadoren
Iſt aller junger Leute Sinn.
Will ſich ein Freyer glücklich wiſſen,
So muß er ja nicht oben hin
Auf dieſe Dinge ſeyn befliſſen:
Sonſt wird ihm in dem Eheſtand
Die rechte Bäre zuerkant.
Ein liebes Kind mit Matadoren
Iſt aller jungen Leute Sinn.

Das Vergnügen der Gleichgültigkeit im Namen eines Muſic liebenden Frauenzimmers.

Cantata.

Aria.

Süſe Ruh, vergnügter Seelen,
Nim mir Geiſt und Leben hin.
Gönne dem zufriednen Herzen,
Stets der Freyheit Luſt und Scherzen:
Laß von Amors falſchen Schein
Meine Bruſt entfernet ſein.
Süſe Ruh, vergnügter Seelen,
Nim mir Geiſt und Leben hin.

Doch wie! ſoll ich dann ganz gleichgültig ſein?
Ein Herze das ſich edel nennet,
Und Anmuth, Witz und Tugend kennet,
Wird, wie man ſagt, auch insgemein
Weit mehr empfindlich noch, als andre ſein.
Was Liebenswürdiges zu lieben,
Hat uns der Himmel ja ſelbſt vorgeſchrieben.

Doch halt!
Ich werd zu weit geführet.
Gedancken weicht:
Vielleicht:
Wollt ihr, um meine Ruh zu stören,
Mich nur dergleichen Dinge lehren.

Aria.

Nein, ich will und mag nicht lieben.
Höflich und gleichgültig sein,
Ehrt die Tugend, schüzt die Herzen,
Und vergnüget ungemein;
Lieben aber macht Betrüben.
Nein, ich will und mag nicht lieben.

Annehmlichste Music! ich stelle mir
Zwar oft die gröste Leidenschaft
Bey deiner Thöne Zauberkraft
Bewegt, mitleidend für.
Und mach dadurch, daß andre das empfinden,
Was mich nicht selbst vermag zu binden.
Bald reizt die zartgestimte Kehle,
Und flehet die geliebte Seele,
Um Gegengunst und Mitleid an. *
Bald eifert sie, und mischt so viel sie kan,
Die Thöne . . verwirrt . . unter einander.

* Dieses und die folgende sind gewisse Cantaten welche das Frauenzimmer öfters zu singe pflegte.

Bald schmeichelt sie und spricht,
Von zweyer Augen schönem Licht;
Bald hat des Herzens-Wunsch schon eingetroffen;
Bald heißt es noch ein leeres Hoffen.
Und also sing ich wohl von Lieben viel,
Doch ist es nur ein bloses Saitenspiel,
Davon der Klang, so bald er wird gespüret,
Auch wieder sich verliehret.

Aria.

Spielet sanft, ihr holde Saiten,
Nicht zur Liebe, nein, zur Ruh.
Meine Stimm soll euch begleiten,
Ich hör euch, ihr hört mir zu.
Nichts stört unsrer Lieder Chören,
Wo die Freyheit sich läßt hören.
Spielet sanft, ihr holden Saiten,
Nicht zur Liebe, nein, zur Ruh.

Die Träume.

Cantata.

Aria.

Beliebte Nächte, dunckle Schatten,
Umhüllet mich mit eurem Flor.

Zieht

Zieht mich durch einen ſüſen Schlummer
Aus meines Herzens tiefen Kummer,
Und ſtellet mir mein Glücke vor.
Beliebte Nächte, dunckle Schatten,
Umhullet mich mit eurem Flor.

Ich träume . . . ſüſe Luſt!
Was machſt du mir bewuſt?
Geliebte . . . wie! biſt du es nicht?
Dein ſchöner Mund der mit mir ſpricht,
Entreiſſet mich mir ſelbſt, und ſcheint mir
bald das Leben
Zu nehmen und zu geben.
Du reicheſt mir die Hand
Zum ſüſen Unterpfand.
Was mehr? Dein Herz . . . zu viel . . . ich
träume . . .
Ich träume nicht . . .
Wer klopft? Wer weckt mich auf?
Wer ſtöhret meines Glückes Lauf?
Verhaßtes Licht,
Du ſtellſt dich nur zu meiner Unruh ein.
Ach könt ich wachend doch ein Träumer ſein!

Aria.

Allzu angenehme Stunden!
Wo ſeyd ihr hin? verſchwunden.
Schlieſe Morpheus, ſchlieſe wieder,
Meiner Augen Schlafelieder,

Komm, geliebte Phantaſey,
Treib der Sonnen Rad zurücke;
Bringe mir das rare Glücke,
Von der ſchönſten Liebe bey.
Allzu angenehme Stunden!
Wo ſeyd ihr hin? verſchwunden.

Cantata
Auf eine Vermählung.

Aria.

Fort, fort, ich muß eilen.
Das Poſthorn ſchalle.
Die Peitſche Knalle.
Fahr ohnverweilen
Fort, fort, ich muß eilen.

Nur ſacht! man reiſt nicht ſo geſchwind.
Schrie hier ein Freund dem Reiſenden entgegen.
Man ſieht auch erſt, wie andre pflegen,
Was ſchönes ſich an unſerm Ort befind.
Der muntre L . . . den Witz und Klugheit zieret,
Wurd bald durch dieſen Unterricht gerühret.
Ihm war der Britten reiches Land,
Und auch der Franzen Pracht bekant.
Er gieng dahin,
Wo unſrer Jugend holde Schaaren
In ihrem Glanz beyſammen waren.

Ein

Ein einz'ger Blick der schönen G . . .
War schon genug die Reise aufzuschieben.
Er konte sie nicht sehn, ohn sie zu lieben.
Und da er sie an Tugend und Verstand
Bewundernswürdig fand:
So kont er auch nicht ruhn,
Ihr seine Neigung kund zu thun.

Aria.

Sprecht ihr Augen
Und entdecket meine Pein.
Mischt in euren zarten Schein
Alle die Verborgenheiten,
Wodurch sich die Geister leiten,
Läst sie hier geschäftig sein.
Sprecht ihr Augen
Und entdecket meine Pein.

Die zarte Regungen der Liebe,
Sind wie der Kinder ihre Triebe;
Sie schwätzen stets und lernen auch dabey.
Die erste Plauderey,
Denn Liebe kan nicht schweigen,
Pflegt sich, ich weis nicht wie,
Durch Blicke nur zu zeigen:
Im Auge sitzt ihr Geist, hier spielt, hier redet sie.
Die Schöne merckte bald den Brand
Den ihrer Augen Glut so schnell entzündet:
Ihr wurd dadurch der Liebe Macht bekant.

Wie! ſprach ſie, was iſt das ſo meine Bruſt empfindet?
Vergnügen, Unruh, Sehnſucht, Schmerzen,
Die herrſchen wechſels weiß in meinem Herzen.
L . . . ſchmeichelt mir: Er ſeufzt:
Iſt dieſes Liebe? Nein.
Vielleicht iſts Höflichkeit, vielleicht ein bloſer Schein.
Wer ſaget mir, wie ich es ſoll verſtehn?
Sie rührte drauf der Saiten zarten Klang,
Darunter ſie ſelbſt dieſe Worte ſang:

Aria.

Sage mir, gerührtes Herze,
Sage mir, wo denckſt du hin?
Soll ich Lieben? Soll ich meiden?
Soll ich fliehen? Soll ich leiden?
Wohin lencket mich dein Sinn?
Sage mir, gerührtes Herze,
Sage mir, wo denckſt du hin?

Was nun die Liebe ſelbſt hat ausgedacht,
Das wurd von ihr auch bald zu Stand gebracht.
Man kant von beyden Seiten,
Und von ſehr langen Zeiten
Der Häuſer Anſehn, Glück und Stand,
Drum kont es auch der Liebe hier nicht fehlen.
Der Ehſtand muſte ſie beſeelen,
Durch ein getreu und unauflöslich Band.

Diß

Diß macht uns heut ein angenehmes Feſte:
Drum auf, zum Wünſchen auf, ihr frohen
Gäſte.

Aria.

Himmel becröne mit Wonne und Glücke
Dieſes dir geweihte Paar.
Laß der theuren Eltern Segen
Sich um ihre Scheitel legen,
Mache, was wir wünſchen wahr.
Menge ſelbſt in ihrer Liebe
Deiner Weisheit reine Triebe,
Mehr der L . . . altes Haus,
Laſſe dieſes Paar ſich ſchildern
In vortreflich ſchönen Bildern,
Setze ſie zum Segen aus.
Himmel becröne mit Wonne und Glücke
Dieſes dir geweihte Paar.

Lobſpruch der edlen Silvia.

Dum tacet clamat, facies venuſta
Dum negat, poſcit, dolor eſt deſertus
An loqui fruſtra prohibebis illam
muta perorat.
Lyr. Baldui.

Streit, Schönen, wie ihr wollt um Reitz und Witz und Gaben,
Es wird doch Silvia bey euch den Vorzug haben.
An ihr hat die Natur ihr Meiſterſtück gemacht,
Und ſie mit reicher Kunſt ans Tageslicht gebracht.

Will ich allein von ihr und ihrer Schönheit ſagen,
So will mein Herz dabey auch, was es fühlet, klagen;
Und ihre Tugenden, die könten faſt allein,
Durch ihre Wirckungen bey mir, beſchrieben ſein.
Man wird durch ihre Macht zum Guten angetrieben,
So bald man ſie nur ſieht, muß man das Gute lieben.

Und

Und da ich meinen Kiel zu ihrem Lobe richt,
So iſt das Herz allein, was in mir denckt
und ſpricht.

Die Augen ſind an ihr im erſten Blick zu
preiſen,
Weil ſie des Geiſtes Macht in ihrem Zirckel
weiſen.
Ihr bloſer Winck befiehlt, ihr Anſehn nimt
uns ein,
Und könt bey Sylvien ſtatt einer Sprache ſein.
Man kan hier aus dem Licht zwey ſchöner Au-
gen leſen,
Der Unſchuld reinen Trieb, der Tugend zar-
tes Weſen,
Und ein, ich weis nicht was, das uns be-
wegt und zwingt,
Und mit verborgner Macht um unſre Freyheit
bringt.
Ich unterſteh mich nicht, dir meine Noth zu
melden,
Du würdeſt Sylvia dergleichen Frevel ſchelten.
Doch Schöne, zürne nicht, ob ſelbſt erregter
Pein,
Es ſchickt ſich nicht für dich, wann du wollſt
grauſam ſein.

Ich komm auf deinen Mund, wo Witz und
Klugheit ſcherzen,
Und wo die Wahrheit ſpricht aus einem edlen
Herzen,

Er iſt verführiſch ſchön; und wenn er freundlich lacht,
So wird man ſtarck gereizt, doch niemahls kühn gemacht.

Was meld ich ferner noch von Stirne, Nas und Kien,
Der Wangen ſtolze Pracht . . . Ich werf die Feder hin.
Die Schönheit läßt ſich nicht in abgetheilten Bildern,
Wie im Zuſammenhang vereinter Züge ſchildern.
Das Ganze macht den Glanz in einem Angeſicht,
Und was noch mehr, der Geiſt, der aus der Bildung ſpricht.

Die Zucht, die Sittſamkeit, die engliſche Gebehrden,
Die können nicht geſchätzt, und nicht beſchrieben werden.
Sie ſind ein Wunderwerck der gütigen Natur:
Sie herrſchen wo ſie ſind, und zeigen ſich doch nur.

Jedoch dein edler Geiſt iſt höher noch zu ſchätzen,
Als alles, was an dir die Augen kan ergötzen.
Die Weisheit bildet ihn, ſpricht dann dein ſchöner Mund,

So

So macht er uns Verſtand und Witz und
Klugheit kund.
Wer dich nun ſieht und hört, und ſich doch
nicht verliebet,
Der iſt am Geiſte ſchwach und wenig noch
geübet
In Sachen die der Ruhm durch Zärtlichkeit
beſchlieſt;
Dein Knecht iſt ſtolz darauf, daß er empfind-
lich iſt.

Kein Frauenzimmer iſt, das beſſer weis zu leben,
Daß allem, was ſie thut, mehr Anmuth weis
zu geben;
Das, wenn es ſpielt und ſingt, ſich mehr be-
wundern macht,
Und reitzender erröth, wenn man ihr Lobſprüch
ſagt.
Sie läßt ſich nicht ſo bald hier in Geſellſchaft
ſehen,
So ſieht man eine Meng vor ihr entzückend
ſtehen,
Die theils ganz wie vergaſt in ihre Schönheit
ſind,
Theils aber durch durch den Geiſt der ſich in
ihr befind,
Weit heftiger gerührt, mit ganz verwirrten
Trieben
Nicht wiſſen, was an ihr am erſten ſey zu
lieben.

Doch ihre Demuth ist des grösten Ruhmes
werth,
Weil sie, was sie verdient am wenigsten be-
gehrt.
Sie macht nichts aus ihr selbst, und wird
wohl gar verletzet,
Wenn man, wie ihr gebiehrt, sie über andre
setzet.
Ja, wann die Redekunst sich oft bey ihr
verliehrt,
Wird ihre Demuth nur um so viel mehr ge-
spührt.

Doch solte Sylvia bey allen ihren Gaben,
Nicht, andern Menschen gleich, auch ihre Feh-
ler haben.
Vollkomne Sylvia! ach wär es doch allhier,
Daß eine Zärtlichkeit der Fehler wär bey dir.
Vielleicht hätt ich davon das meiste wohl zu
hoffen;
Wo hast du solchen mehr, als bey mir ange-
troffen?
Die Gleichheit von Gemüth hegt wunder
seltne Kraft,
Sie fühlet gleichen Trieb, und gleiche Lei-
denschaft.
Doch, schmeichelhafter Wahn! diß kan hier
nicht geschehen:
Ich müst, wie Sylvia, aus gleichen Augen
sehen.

Ich müſt, ſo wohl an Glück, als Tugend ungemein,
Klug, reitzend, voller Geiſt, ja gar ein Engel ſein.
Hier will mir, Sylvia, faſt alle Hofnung ſchwinden,
Wo wirſt du, Schöne, doch dergleichen Menſchen finden?
Ich kenne keinen nicht, und fürchte dieſes nur,
Daß du, ſo wie man pflegt, nur der gemeinen Spur,
Im Lieben folgen mögſt, und dich dereinſt bequemen,
Ein Mann von ſchlechtem Werth mit dir ins Bett zu nehmen.
Was fühl ich, Schönſte! hier? ich zittre um dein Glücke,
Ich ſeh den blaſſen Neid mit einem ſchielen Blicke.
Du biſt zu reich, zu ſchön; Du biſt zu liebenswerth,
Man ſuchet dich . . . es ſchweigt mein Herz das dich verehrt.

Betrogene Liebe.

Montanor iſt verliebt in Doris reiche Schätzen,
Und ſucht ſich durch Geſchenck in ihre Gunſt zu ſetzen.

Sie nimt ſie willig auf, was deutet dieſes an,
Als daß er ihre Gunſt dargegen hoffen kan.
Doch ſie ſind beyderſeits auf gleiche Art betrogen,
Er iſt nur ihrem Geld, ſie, dem Geſchenck gewogen.

Die glücklichſte Neigungen.

Ein ſtets vergnügter Muth, ein immer gleicher Freund:
Die Weisheit die nicht ſchreckt, wann ſie erhaben ſcheint:
Ein Buch das mich ergözt, indem es unterrichtet:
Was ſchönes das mich reizt, doch weiter nicht verpflichtet:
Feld, Malerey, Muſic ein wohlbeſchrittnes Pferd,
Wer mehres noch verlangt, der iſt nicht dieſes werth.

Die kaltſinnige Braut.

Ein finſtres Geſichte mit ſpreuſtigen Mienen,
Ein Auge das niemand noch freundlich geſchienen,
Ein Mündgen im Umfang nicht eben gar klein,
Das dennoch von Hochmuth gefalten muß ſein.

Kein

Kein holdes, kein ſüſes, kein zärtlich:s Spielen,
Kein ſchmeichlend Liebkoſen, kein ſehnendes Fühlen,
Kein ſcherzendes Lächeln, kein Wörtgen, kein Blick,
Verkündigt dem Bräutgam ein gutes Geſchick.
Sind dieſes, o Himmel! der Li be Gebehr den;
Wie werden ſie erſtlich im Eheſtand werden?
Die Eltern die wollen die Kinder verſorgen.
Die Hochzeit iſt heute, die Liebe komt Morgen.
Die Eiferſucht fichtet drum beyde nicht an;
Man gönnt ihm das Weibgen, dem Weibgen den Mann.

Auf eine ohne Urſache ſich ſchminckende Schöne.

Bellinde, die ſonſt nur den Engeln zu vergleichen,
Die ſoll ihr Angeſicht mit Farb und Schminck beſtreichen.
Was mag von dieſer That doch wohl die Urſach ſein,
Iſt ſie nicht ſchön genug? Jedoch es fält mir ein,
Sie will aus Demuth nur der Tugend Glanz verſtecken.
Und zu dem Ende ſich mit einem Fehler decken.

Grabschrift
eines Müssiggängers.

Hier liegt ein Edelmann begraben,
Die Zeit war seine größte Pein:
Drum kont er länger nicht am Leben sein.
Wilst du, mein Wandersmann!
Von dem, was er gethan
Noch weiter Nachricht haben,
Er as, er tranck, er schlief und stunde wieder auf;
Diß ist sein ganzer Lebenslauf.

Der verlachte Neid.

Da wo der blasse Neid in seinem Spinnennest,
Das Herz sich hungrig nagt, und die verkahmte Gäst.
Mit Basilisken Milz, und Schlangen Schwänzen nähret,
Sich stetig selber frißt, und niemals doch verzehret;
Da wurde von dem Glück des Damons viel gesagt,
Es wurde selbst der Neid dadurch ganz aufgebracht.

Ich

Ich kan, sprach er voll Wuth, dergleichen nicht vertragen:
Auf Geister, schwarzer Nacht, auf Lügen, Lästrung, Plagen,
Stürmt auf den Frechen los. Halt ein, erbotter Rio:
Rief ihm hier Damon zu! Entferne dich bey Zeit,
Dann sollt ich, wie ich hof, noch Doris Gunst gewinnen,
So kämest du gewiß darüber gar von Sinnen.

Auf ihre Unpäslichkeit.

Ist meine Schöne kranck, bin ich nicht zu beklagen?
Kaum, daß ich meine Noth ihr dachte vorzutragen,
So reißt ein Zufall mir die süse Hofnung ein,
Und will, daß da ich leid, noch soll mitleidend sein.
Du hast dich, schönes Kind! in mehr als zweyen Tagen,
Aus deinem Schlafgemach nicht einmal dürfen wagen.
Bey dir darf jedermann der Leiden Ursprung wissen,
Und alles ist darin zu deiner Hülf beflissen.
Ich aber muß betrübt, was ich empfindt, verhölen,
Du bist beleidiget, will ich es dir erzehlen.

Jedoch aus Sympathie bist du nicht gar befreyt:
Du leidst auch etwas mit; nur mit dem Unterscheid,
Daß dir der Doctor hilft; mir aber ganz allein,
Durch dich, geliebtes Kind! nur kan geholfen sein.

Schäfer Ode.

1.)

Brecht ihr Seufzer durch die Lüfte,
Folget meiner Doris nach,
Folgt ihr in der stillen Trifte,
Wo sie bey dem klaren Bach,
Sich oft pfleget zu ergetzen,
Und ins Grase hin zu setzen.

2.)

Bringet ihr mein langes Leiden
Und mein zartes Lieben bey;
Sagt ihr, daß ich zu bescheiden
Und zu ehrerbietig sey,
Ihr die Regung und die Plagen
Meiner Liebe vorzutragen.

3.)

Küsset sie zum Angedencken,
Spielt um ihre Wangen her.
Solte sie ein Kuß auch kräcken,
Der von zarten Lüften wär?

O fürwahr, das gieng zu weite:
Ihr geſchäh ja nichts zu leide.

4.)

Haben ſelbſt doch ihre Blicke
Mich oft huldreich angelacht;
Aber ach, betrüglich Glücke!
Das mein Leiden gröſer macht.
Allzuviel, um nicht zu leben,
Allzuwenig, Troſt zu geben.

5.)

Könte mich doch Doris lieben,
Sonder Unruh, ſonder Pein!
Ach ich litt bey ſolchen Trieben,
Auch um ſie und gern allein.
Könt ich ſie doch nur vergnügen!
Himmel, kanſt du es nicht fügen?

La Raiſon d'accord avec l'amour.

Miſtere de moncœur, trop rigoureux ſilence
Je romps de vos arrets l'extreme violence
Et vous apprens, Iris, ſans uſer de detour,
Que moncœur ſent pour Vous le plus parfait amour
Ne vous offenſez point que d'un pareil langage
Je viens de mes ardeurs vous rendre ici l'hommage

Je vous aimois Iris, avant encore l'aiſu
Si c'étoit pár foibleſſe ou ſi c'étoit vertu.
Autant de qualités qui brillent dans votre ame
Autant de feux nouveaux pour augmenter ma flame
Et jamais je ne crois pareille paſſion
Fut plus ſenſible au cœur & même à la raiſon.
Je ne me pique pas dès choſes trop profondes
Mais je n'en n'ai pas moins le meilleur goût du monde
Et ſi quelqu'un, Iris, le voudroit conteſter
Mon feu lamour pour vous le pourroit démontrer
Ah! puiſſe ici l'amour, ah! puiſſe la tendreſſe
Vous toucher votre cœur; on y verroit ſans ceſſe
Beauté, merite, eſprit, parfaittement aimé
Et reciproquement l'amour recompenſé:
Vous êtes de mon ſort maitreſſe ſouveraine,
Prononcez s'il ſe peut pour ſoulager ma peine:
Flatté d'un doux eſpoir & charmé de mes feux,
Mon cœur vous aime trop pour être malheureux.

(O)

Pour

Pour aimer il faut étre aimé.

Depuis long tems je vous eſtime
Et tout charmé de vos appas
Et de votre vertu ſublime
Je voulois vous aimer, mais helas?
Etant tout prét à mé rendre,
L'amour me fit entendre,
Que ſans retour on n'aime pas.

Sur la grande Gallerie

de l'Ambaſſadeur d'Eſpagne Mr. le Comte de Montijo 1741.

Quel nouveau pays de Cocagne
S'eleve là au bord du Mayn?
Eſt ce d'un Philoſophe vain
Le doux ſejour à la Campagne?
Non trêve à la philoſophie;
Car c'eſt tout autre choſe ici:
On bâtit des chateaux d'Eſpagne.

A un Souverain

qui addreſſoit quelques vers à l'auteur.

Vous faites trop de cas de mes petits ecrits
Seigneur, je me connois; mais je me ſens épris,

D'avoir rencontré Vos penſées.
Vous m'accordez Vôtre amitié;
Mais loin de toute vanité
Je me refuſe à ces idées.
Car mon bonheur s'énfuit dés qu'il vient de paroître
On cherche en vain l'ami où l'on rencontre un Maitre.

Le paſſetems frivole.

Vivitur ingenio cætera mortis erunt.

Chacun à ſa façon ſe divertit, s'amuſe,
Et come fatigué d'un tems peu precieux
Nous preſſons ſon depart, nous inventons des jeux,
Des ennuians momens triſte & frivole exeuſe.
C'eſt ainſi que nos jours s'écoulent ici bas.
Le tems eſt un fardeau qui peſe à chaque pas:
Pendant, o fol erreur! On palit, on friſonne,
Dés que la Parce prêt pour exaucer nos voeux
Tranche d'un coup fatal des jours ſi malheureux.
Que jamais mon eſprit à l'ennui s'abandonne,
Je ſens que mes déſirs vont à l'éternité,
Et je rens grace à Dieu de leur activité.
Charmans & beaux eſprits, dont l'admirable veine,
A ſu avir les coeurs de neuf ſoeurs d'Apollon;
Etude! aimable étude! douce occupation.

Tu

Tu rens mes jours heureux & ſoulageant mes peines
Je jouis des biens preſens avec tranquillité,
Pour former mon eſprit à l'immortalité.

La Cour.

Auream quis quis mediocritatem
Diligit tutus caret obſoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
ſobrius aula.

Horat.

Preſomtueux Mortel, infortuné Octave,
D'un Prince debauché Miniſtre & grand Eſclave;
Te voilà d'ans le rang des premiers à la cour
Où ton illuſtre ſort va briller á ſon tour.
On voit regner par tout richeſſe & abondance
Ton train eſt leſte & beau, & ta magnificence.
Repond à la ſplendeur d'un ſort tout eminent;
Mais apres tout, Octave, en es tu plus content?
De mille mouvemens ton ame combattue,
Tu crains les envieux qui s'offrent à ta vue.
Tu vois d'un oeil timide un peuple allarmé,
Chargé de tant d'impots de mille maux preſſé.

Qui

Qui dans ſon deſeſpoir te fait paſſer pour traitre,
Te nomme ſon tyran pour mendier le maître.
Heureux ſi ma Raiſon par ton état frappé
A tout ambition ait enfin renoncé.
C'eſt aux petits eſprits aux ames du vulgaire
De chercher à la cour de quoi ſe ſatisfaire.
Jamais un cœur bien né n'apris la paſſion,
De chercher la grandeur dans la ſujettion.
Feſtins, plaiſirs, honneurs, laquais, trains, équipages,
Vous ne meritez pas més ſoins & mes hommages.
Un homme prevenu pour les grandeurs des Rois,
Dedaigne la raiſon, renonce à tous ſes droits,
Et par ambition ſe mêt dans l'eſclavage.
Aimable liberté, ſeul bien d'un homme ſage,
Que ton paiſible ſort dans un état privé,
Eſt digne de nos ſoins & d'être recherché.
Mon choix eſt decidé. Heureux, qui dans ſa vie,
De la retraitte enfin peut prendre la partie;
Où loin des courtiſans il goûte la douceur,
Que la vertu toujours fait reſſentir au cœur.

Der wahre Ruhm.

Wie wenig ſchätzbar iſt der Hoheit armes Leben.
Vergebens hilft das Glück, daß Gunſt und Würde heben.

Ein

Ein kleiner Geiſt bleibt klein auch bey dem gröſten Pracht,
Und Reichthum hat noch nie die Thoren klug gemacht.
Der Hochmuth acht durch ſich und eignen Stolz verloren,
Und freye Tugend iſt nicht für den Hof geboren.
Freund, den die Weisheit ſchäzt, und eigner Adel hebet,
Der als ein Weiſer denckt, und als ein Burger lebet.
Den ich ſo ſehr verehr, als ich Verdienſte lieb,
Ich fühle, ſo wie du, der Freyheit edlen Trieb;
Belach mit dir den Wahn, wo man mit ſtolzen Schritten,
Pflegt um ein Ehrenamt verächtlich klein zu bitten.
Dein Name zieret dich, und du dein Vaterland,
Und beyde machen dich und deinen Ruhm bekant.
Ich lobe nicht das Glück das dich vor andern hebet,
Noch deinen muntern Witz, der deinen Geiſt belebet.
Ich lob nicht deinen Vers, der ſinnreich, fliſſend, ſchön,
Noch aller Künſte Stärck, die ſich hier läſſet ſehn.
Ich lobe nicht die Huld der angenehmen Sitten,

Die faſt macht jederman um deine Freundſchaft bitten.
Was mich bewundernd rührt, iſt dein beſcheidner Geiſt,
Wann du, was du auch thuſt, nur Kleinigkeiten heiſt.
Der Tugend hoher Trieb geht nach Vollkommenheiten;
Demüthig und doch ſtarck die Laſter zu beſtreiten.
Sie ſelbſt iſt wider ſich mit Grosmuth aufgeſezt,
Und wird am zärtlichſten durch einen Fehl verlezt;
Sie haſſet ihren Ruhm, und um ihn zu verdienen,
Hat ihr noch nichts zu gros, noch treflich gnug geſchienen.
Ich ſehe öfters auch ſo, wie du hier, gethan,
Mich und mein eitles Thun mit ſtrengem Richten an.
Allein, ich ſchwöre dir, ich muß mich drüber ſchämen,
Und wolte gerne dir nur deine Fehler nehmen.
Iſt dieſes Eigenlieb, auf die dein Eifer ſchilt,
Wie, daß aus ihrem Trieb ſo vieles Gute quillt?
Ich werde ja dadurch zur Tugend angetrieben,
Und dieſe reizet mich, dich deſtomehr zu lieben.
Ich fühl in meiner Bruſt, Trieb, Eifer, Leidenſchaft,

Die für das Gute brennt, doch Nachdruck fehlt und Kraft.
Ach gönne, daß um nicht den Muth hierzu verlieren,
Das wenig Gute noch mag deine Freundschaft rühren.
Die Tugend nähret sich durch gleichgesinnten Trieb,
Und wer Verdienste schäzt, der hat gewiß dich lieb.
Der Jahre Lenz ist hin, und unsre frohe Saiten
Die höret man nicht mehr der Doris Ruhm begleiten.
Weit andre Sorgen sind uns beyden zugewand,
Dich dringet nun das Wohl für unser Vaterland.
Ich kan zwar nicht, wie du, durch Aemter, gutes stiften,
Doch bin ich auch nicht träg auf meinen stillen Triften,
Wo ich die Thoren meid, und in gelaßner Ruh
Nur Leute ehren darf, die würdig sind, wie du.

Trost im Leiden.

Kracht die Luft mit Donnerschlägen,
Bliz das Wetter auf dich los.,
Ist dir Welt und Glück entgegen?
Lege dich dem HErrn in Schos.

Du

Du wirſt bey ihm Rettung finden,
Er gebeut ja Sturm und Winden.

Sieh! es legt ſich bald das Wetter:
Luft und Himmel heitern ſich.
GOttes Hand iſt dein Erretter,
Und ſein Auge decket dich.
Der acht kein erboßtes Stürmen,
Den der HERR pflegt zu beſchirmen.

Wer kan ſtets in Ruhe leben?
Wem wird nicht die böſe Welt
Wiederwärtigkeiten geben?
Wer hat dich ſo hoch geſtellt,
Daß du nicht die ſchlimmen Zeiten
Andern Menſchen gleich wilſt leiden?

Selbſt die allergröſte Geiſter
Die der Weisheit Ruhm erhebt,
Sind ſie ihres Glückes Meiſter?
Niemand, der auf Erden lebt,
Kan bey immer gleichen Tagen,
Sich der Leidens-Macht entſchlagen.

Ich bin ja nicht ohne Mängel,
Und verdiene Straf und Zucht.
Ja es werden ſelbſt die Engel,
Wann ſie fehlen, heimgeſucht.
Wie ſollt ich mich noch beklagen,
Wenn ich Schuld und Straf muß tragen.

Kehre wieder in die Stille,
Du mein aufgebrachtes Herz;
Ehre deines Schöpfers Wille,
Und vermehre nicht den Schmerz,
Durch ein allzu herbes Grämen,
Dessen sich die Christen schämen.

Sich dem HErren übergeben,
Beugsam, still, demüthig, klein,
Und der Unschuld sich bestreben:
Sieh, diß heisset gläubig seyn.
Lerne diß; so wird das Leiden
Dir selbst Muth und Trost bereiten.

Ueber die Worte:

Wo sollen wir hingehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Joh. 15, 4.

Wir suchen in entlegnen Gründen,
Was wir in unserm Herzen finden.
Hier ist des HErrn geweihter Ort.
Was lauffen wir nach fremden Schaaren,
Die uns vergebens offenbaren.
Der HErr ist hier, der HErr ist dort.
Er selbsten ist des Lebens Wort.

HErr! ſchenck uns dich, das höchſte Gut.
Nichts kan den trägen Geiſt erheben,
Als wenn man durch des Glaubens Leben
Dich liebt, und deinen Willen thut.

Die Empfindlichkeit.

Peragit tranquilla poteſtas, quod violenta nequit,
Mandata quæ fortius urget impetiosa quies.

Claud.

Trübes Leiden zarter Seelen,
Die ſich in Gedancken quälen.
So viel Neigung, ſo viel Pein:
Glücklich, wer in allen Fällen,
Sich der Ruh kan zugeſellen,
Und bey ſich zufrieden ſeyn.

Will man unter Menſchen leben,
Muß man wiſſen nachzugeben,
Zu empfindlich tauget nicht.
Fehler, Menſchen, Sitten, Zeiten,
Können keine Tadler leiden.
Klug iſt der, den nichts anſicht.

Weicht indeſſen, weicht von hinnen,
Grillen, die ihr nur die Sinnen
In die Trauer-Nacht verſencke.
Da der Meiſter des Geſchickes,
Bey der Schiffart meines Glückes,
Selbſt das Steuer-Ruder lencke.

Der

Der Neid.

Ille non habet qui nihil ex magnis rebus habuerit, aut nihil feliciter geſſerit; nam ſola miſeria caret invidia. *Valer. Maxim. Lib. IV.*

Die Grosmut iſt der Tugend wahres Leben,
Sie kan ſich ſelbſt aus allem Druck erheben.
Das Glücke ſpielt mit unſrer Zärtlichkeit,
Und mit dem Glück der Wechſel dieſer Zeit.
Auf Sonnenſchein folgt Sturm und Regen,
Und ſtille Luft auf Donnerſchlägen.
Drum faſſe dich; Der Neid ſtürmt auf dich los.
Was fürchteſt du? Stell dich demſelben blos,
Und wünſche nicht von ihm befreyt zu leben.
Wollſt du darn wohl des Guten dich begeben?
O ſchöner Ruhm! wär ich doch deiner werth;
Die Tugend nur hat ſtets den Neid empört.
Zuviel für mich. Solt ich mich drüber grämen,
Und ihm verhöhnt ſein altes Recht benehmen?
Ach könt ich nur! treff hier mein Wünſchen ein,
An Weisheit reich, noch ſeiner würdig ſein.

An Madame G. . .

Bey Ueberſchickung des Raciniſchen Wercks von der Religion.

Wer edel denckt und ſpricht, und edel weis zu leben,
Den pflegt der Himmel auch durch Weisheit zu erheben.
Die Weisheit bleibet ſtets der Tugend zugethan,
Und unſer wahres Glück fängt mit derſelben án.
Wohl dem, der, edle Frau, wie du dis Glück gefunden:
Ich ſchätz den hohen Witz, der ſich mit dir verbunden.
Du zeigeſt mit Vernunft in deiner Lebensart,
Wie ſchön die Tugend ſich mit Glück und Ehre paart.
Soll dein erhabner Wunſch dir weiter noch gelingen:
So muſt du deinen Geiſt bis zu den Sternen ſchwingen.
Das iſt der groſe Zweck den dieſes Buch uns zeigt.
Bleib deinem Diener hold, der dir es überreicht.

Einige

Einige Gedancken
nach
dem Französischen
des Herrn Racine.

Der Menſch.

Betracht ich dich, o Menſch! den ſo viel Schönes ziert:
So ſeh ich, wie dein Blick dich in die Höhe führt.
Das Aug ſteht himmelwerts. Die Seele läſt ihr Weſen,
Auf deinem Angeſicht mit klaren Zügen leſen.
Die Freude ſpielt und lacht mit einem frohen Schein,
Und bey der Traurigkeit ſieht alles finſter drein.
Vergebens ſucht ſich hier die Falſchheit zu verſtellen;
Die Stirn verräth gar bald den tückiſchen Geſellen.
Der Grimm entflamt das Aug: Haß, Mißgunſt, Leiden, Noth,
Verbleichen die Geſtalt; Schamhaftigkeit macht roth;
Verachtung ſenckt das Aug, und ſanft gebrochne Blicke

Entwäfnen Zorn und Wuth, und bringen
Gunſt zurücke.
Des Hertzens bange Furcht ſchrecht, eh der
Mund noch ſpricht,
Die Züge ſind entſtellt, das blaſſe Angeſichte,
Ruft alles ſchnell um Hülf. Welch eine
Menge Sachen,
Die hier ſo klein, ſo zart, ſich deynoch kennt-
bar machen?
Hier zeichnet die Natur und ihre Schilderey,
Bringt durch der Nerven Meng, uns alle
Vorwürff bey;
Indem ein Fäſergen das andere beweget,
Und ſo den zarten Druck in das Gehirne prägt.
Unzehlichs Fadenſpiel! zerbrechliches Geſpinſt,
Wie unbegreiflich ſein und wichtig iſt dein
Dienſt?
Hier iſt der Bilder Schatz, den mein Ge-
dächtnis heget,
Woraus ich alles nehm, was ich hinein ge-
leget.
Hier ſind die Geiſter ſtets auf meinen Winck
bereit;
Wann ich ein Zeichen geb, regt mit Behän-
digkeit
Die Seel ihr kleines Haus. Ein hurtiges
Bemühen
Kan der Gedancken Spiel im Cörper nach
ſich ziehen.
Verborgnes Hausgeſind, wer zeiget mir
wohl an,

Wie

Wie ſich ein ſolcher Dienſt in mir verrichten kan?
Ich fühl, wie meinen Leib ein warmes Blut erfüllet,
Das durch den ſteten Trieb der Adern Gänge ſchwillet.
Das Herz empfängt diß Naß mit abgemeſſnem Lauf,
Durchſpielt den Lebensſaft, und leit ihn ab und auf.
Nachdem der Nervengeiſt der Flächſen Menge regiert,
Nach dem wird jedes Glied am Cörper auch bewegt.
Der Adern Oefnung iſt ſo künſtlich zubereit,
Daß ſie, was unrein iſt, zurück hält und vermeidt.
Weil nun die Feuchtigkeit der Säfte ſich verzehret;
So wird ſie ſtetigſt auch durch neue Säft genähret.
Bin ichs, der hier Geſetz und Trieb und Ordnung macht?
Wird nicht, auch ohne mich, das gantze Werck vollbracht?
Ich ſpüre kaum davon ein ungeprüftes Dencken,
Doch dieſes iſt genug, ſich tiefer einzuſencken.
Ich ſeh, daß jedes Ding durch Weisheit wird regiert,
Und daß die Ordnung mich zum HERRN der Dinge führt.

Die Tugend.

O edler Tugendtrieb! wie ruhig kan man sein,
Wenn man sich dir ergiebt. Es quälet Reu und Pein,
Der lasterhaften Seel, wann du zufrieden lebest,
Und dich mit deinem Geist bis zu den Sternen hebest.
Die Ehre kan sich nur an deinem Werth ergötzen,
Und deine Hoheit ist, der Werth von deinen Schätzen.

Die Unsterblichkeit.

Ich dencke, schönes Licht! was kan mich dencken machen?
Dergleichen Wircksamkeit belebt nicht grobe Sachen.
Ich sehe hier weit mehr: Des Cörpers Eigenschaft
Ist nicht allein das Gut, worauf mein Wesen haft.
Der Seelen Wunder Kraft schärft die erhabne Sinnen;
Ich spür in meiner Brust ein geistliches Beginnen.

Mich

Mich lenckt ein eigner Trieb, durch Willen und Verſtand,
Verſchlungen mit dem Leib, durch ein beſondres Band.
Des Cörpers Theile ſind mit Fleiſch und Blut vermenget,
Womit der Gottheit Hauch, die Seel zuſammen hänget.
Sie regen ſich zugleich, und werden nicht getrennt,
Als bis des Todtes Macht die zarte Freundſchaft endt.
Sie pflegen gleiche Luſt und gleiche Noth zu ſpüren:
Die Seele muß den Leib, als wie ihr Haus regieren.
Doch wenn das ſchwache Haus von Schmertzen wird verſehrt:
So wird dadurch zugleich der Seelen Macht geſtöhrt.
Wie wann ſich auf der See ein wilder Sturm erhebet,
Und ein geſcheitert Schiff ohn Maſt und Seegel ſchwebet;
Der Steuermann verzagt das Ruder von ſich ſtöſt,
Schif, Ladung und ſich ſelbſt den Wellen überläſt,
Und in den Grund verſinckt; ſo leidet unſer Leben,

Auch Schifbruch in der Welt; doch wird die Seel darneben,
Nicht wie des Cörpers Bau, dem Todte zugesellt:
Das Band zerreisset nur das sie zusammen hält.
Ein einfach reines Ding kan nicht zertheilet werden:
Die Cörper nur allein verwesen in der Erden.
Was sag ich; jeder Leib, den hier das Grab verschlingt,
Wird darum nicht zunicht; Was aus dem Moder dringt,
Verdünstet in der Luft; Des Cörpers Theile schwinden,
Um sich auf andre Art aufs neue zu verbinden.
Die häusliche Natur schliest alles in sich ein;
In ihrem Zirckel-Lauf kan nichts verlohren seyn.
Leb unter Rauch und Dampf; Bau Oefen, distillire,
Verkehrter Alchymist! zieh ab, zertheil, filtrire.
Ruf Trisgemistens Geist bey deinem Tiegel an,
Sieh, ob hier deine Kunst etwas vernichten kan?
Der Cörper Salz verfliegt, du wirst es nicht verzehren;
Wer solches hat gemacht, der läst es immer währen.
Wird nun kein Körngen Salz mit aller Macht vernicht:
Vielweniger vergeht, was in mir denckt und spricht.

Wie

Wir thun kaum einen Schritt in dieſem kurzen Leben.
So ſucht die Seele ſich in Freyheit zu begeben.
Der Leib kehrt in den Staub, daraus er vormahls kam;
Der Geiſt flieht in die Höh, wo er den Urſprung nahm.
Erhabenes Geſchlecht! aus GOttes Geiſt entglommen,
Wo woltſt du ſonſten hin, als wieder zu ihm kommen?
Dein Geiſt der führet dich ſelbſt zu der Gottheit hin,
Und der Gedancken Spur ſtreicht über allen Sinn.
Wer hat dergleichen Trieb und Neigung uns gegeben?
Gehn unſre Wünſche nicht noch weiter, als dis Leben?
Die Nacht, darin die Zeit mich zu verſchlungen droht,
Die ſchrecket mich noch mehr, als meines Cörpers Todt.
Ich ſeh den ſtolzen Sinn auf alle Weis befliſſen,
Mich im Gedächtnis noch der künft'gen Zeit zu wiſſen.
Ich will verewigt ſein, und dieſe Neigung leit
Mich ſelber auf die Spur von der Unſterblichkeit.

Ein Gut das mir entgeht, das kan mich nicht vergnügen,
Es muß was Göttliches zu meinem Wunsch sich fügen.
Warum doch hätteſt du mich, HERR! hervor gebracht,
Wann du kein beſſer Glück mir hätteſt zugedacht?
Wann ich vergebens hof ein unvergänglich Leben,
Warum giebſt du ein Hertz, um ſtets darnach zu ſtreben?
Wann ich in dieſer Welt die Bosheit in der Höh,
Die Unſchuld unterdruckt des Laſter Herrſchen ſeh;
Pflegt mein beklemmter Muth ſich zu dir hinzukehren,
Und dieſe Unordnung will mich zum Troſte lehren,
Daß weil du ſie erlaubſt, du auch zu ſeiner Zeit
Dem Recht verſchaffen wirſt, der jezo drunter leidt.

Die Thorheit der Weltweiſen.

Wie iſt die Weisheit doch ſelbſt unter Weiſen rar,
Haß, Neid und Eifferſucht zertrennen ihre Schaar.

Der Menſchen Thorheit giebt dem Heracliten Zähren,
Darüber Democrit dem Lachen nicht kan wehren.
Wißt ihr für unſre Noth dann keinen beſſern Rath,
So ſeyd ihr Weiſen nur zum Schein, nicht in der That.
Was ſaget Democrit, Einſiedler bey den Leichen?
Die Theilgen irreten in ungemeßnen Reichen;
Sie fehlten in dem Lauf auf ihrer weiten Bahn,
Hart, zackigt ſtieſen ſie eins an das andre an;
Vereinet ohne Müh kam die Natur ins Weſen,
Das Aug hat vor der Stirn die Stelle ſich erleſen;
Der Arm fand oben ſich am Cörper angeheft,
Der Fus trieb auf der Erd ſein regendes Geſchäft.
So war der Welt ihr Seyn von ſelbſt, frey, ungezwungen,
Auf einmahl, wie dem Geiſt die Denckens-Kraft gelungen.
O weiſer Hypocrat! wo dich noch Ehre kan,
So wohl als Mitleid rührn, curir den armen Mann.
Der Thales macht das Naß zum Urſprung aller Dingen,
Anaximenes will die Luft in Vorſchlag bringen.

Der

Der Greiner * hat die Ehr dem Feuer zugedacht,
Dieweil es, wie er spricht, den Trieb hervorgebracht.
Pyrrho fand nichts gewiß, um Irrthum zu vermeiden,
Lies er sich blos allein durch seinen Zweiffel leiten.
Er weis nicht ob er todt, ob er lebendig ist,
Ob er spatzieren geht, ob er die Augen schliest?
Das allerdumste Thier, wann Sturm und Wetter krachen,
Das ist so klug, als er. Sind diß nicht schöne Sachen?
Du seltsam weiser Geck, was machst du dort im Faß
Mit deinem Bettelsack; Ists Hochmuth oder Spaß?
Ich kan mit deiner Leucht dich Diogen nicht leiden,
Und wann du Menschen suchst, muß ich dich Thoren meiden;
Wie lange blickst du noch der Sternen Schönheit an,
Zeug mir Anaxagor, wer solche schaffen kan?
Wie! welche süse Stimm bezaubert meine Ohren,
Ich hör den Epicur, der nur zur Lust gebohren.

Wie

* Heraclyt.

Wie weichlich ſchläfet ſichs in ſeinen Gärten ein,
Wie glücklich würden wir bey ſolchen Weiſen ſein?
Ja, geht nur, eilt, geſchwind, ihr Kinder dieſer Erden,
Die kurze Lebensfriſt muß bald genoſſen werden.
Die Parcen ſchneiden ſchon den lezten Faden ab,
Und eh ihrs euch verſeht, bedeckt euch ſchon ein Grab.
Doch, was erblick ich hier? Welch finſteres Geſichte,
Entdeckt mit blaſſem Ernſt ein neues Lehrgedichte?
Du Zeno ſchreckeſt mich. Ich hör dich zitternd an,
Weil ich nicht gleich, wie du, in Schmerzen lachen kan.
Daß Schmerz ein Uebel ſey, das will ich lieber glauben,
Eh ich mich durch die Gicht laß auf die Folter ſchrauben.
Ich komm mit Freuden jezt in Platons weiſe Schul,
Hier ſeh ich mich entfernt von Zeno düſtern Pful.
Was aber wird mich hier der groſe Plato lehren,

Sein Meiſter * läſt ſich ſelbſt, daß er nichts
wiſſe, hören.
So zweiffelhaft als er, weils ihm an Grund
gebricht;
Er prüfet, denckt, macht Sätz, entſcheidet
aber nicht.
Er zeigt mir hier und dar, der Weisheit rei-
ne Blicke,
Doch will ich näher gehn, ſo tritt er ſelbſt
zurücke.
Sein Schüler Ariſtot, beneidt, verläſſet ihn,
Er wandert nach Liece, und will mich mit ſich
ziehn.
Doch darf vom künftigen ich ihn nicht vieles
fragen,
Es weis der groſe Mann davon mir nichts
zu ſagen.
Was nuzt uns Sittenlehr, und eitle Wiſ-
ſenſchaft;
Wann uns der nahe Todt ohn allen Troſt
hinraft?
Entfernet von dem Witz der überklugen Grie-
chen,
Erblick ich einen Gries der voll geheimer Zügen.
Ein geiſtlich Räthſel ſcheint. Du kommſt,
ſpricht er, nicht um,
Wir wändern in der Welt nur immer ſo
herum.
So bald ſich unſer Leib von unſrer Seel ge-
trennet,

Wird

* Socrates.

Wird ihr ein andrer Leib zur Wohnung zu erkennet.
Es tauſchen Thier und Menſch durch Wechſelsweiſe Fahrt,
Wir ſterben nimmer nicht, wir ändern nur die Art.
Heißt diß unſterblich ſein, der Tugend Lohn zu geben?
Iſt das der Mühe werth, ſo rein, ſo ſtreng zu leben?
O Philoſophen ſchweigt; denn eure Plauderey
Bringt ſtatt der Wahrheit uns nur lauter Träume bey.
Mit vieler Wörter Pracht wüſt ihr doch nichts zu ſagen,
Ihr häuffet Sätz auf Sätz, und laſt den Geiſt verzagen.
Von eurem Ruhm gerührt, verſpracht ihr mir zu viel,
Ich aber ſeh bey euch nur ein verworrnes Spiel.
Nur find ich unter euch Ariſtons Sohn * zu loben,
Von einem reinen Geiſt giebt er die beſten Proben.
Er geht mit ſachtem Schritt: Er meidet Trug und Wahn;
Und dieſe Blödigkeit führt mich zur Wahrheit an.

* Plato.

Aurea prima ſata eſt ætas quæ vindice nullo
Sponte ſua, ſine lege, fidem rectumque colebat
Pœna metusque aberant.

Ovid. Metam. L. 89.

Die goldne Zeit.

Wie lieblich ſchildert man die alte goldne Zeit,
Wo ſüſer Unſchuld Ruh der Rhea Tempel weyht;
Wo man die Tugend pflegt aus eignem Trieb zu ſchätzen;
Wo man noch nichts gewuſt von Strafen und Geſetzen.
Und dieſe ſel'ge Zeit wurd goldne Zeit genant:
Da ſie doch glücklich war, weil ſie kein Gold gekant.
In holder Einfalt Luſt, in mäßig reinen Freuden,
Kont der vergnügte Menſch mit wenig ſich beſcheiden.
Die Koſt gab die Natur; er lebte lang und wohl,
Ach! daß die ſchöne Zeit nicht ferner dauren ſoll.

Die

Die eiſerne Zeit.

Die Erd hub aus der Flut ihr naſſes Haupt empor,
Vich, Menſchen, Künſte, Frücht, die ſah man wie zuvor;
Allein, zu gleicher Zeit auch vorge Noth und Sünden;
Im Lande war nicht mehr die Sicherheit zu finden.
Man baute Veſtungen und Schlöſſer mancher Art:
Die Städte wurden ſelbſt mit Mauren ſtarck verwahrt.
Ein Nachbar ſuchte ſtets den andern anzugreiffen;
Man ſchlug, und raubt, und würgt, lies Städt und Häuſer ſchleiffen.
Grauſame Menſchen-Brut! was Wunder, daß dein GOtt
Nicht in der Waſſerflut dich gänzlich ausgerott?
Unſeliges Geſchlecht! Iſt dann diß kurze Leben,
Zum Frevel lang genug, zur Bosheit nur gegeben?
Hat dich der Himmel dann in dieſe Welt geſezt,
Daß alles deine Wuth zerſtöret und verlezt?
Was will noch aus der Kunſt des tollen Krieges werden?

Sind wir nicht alle gleich und Bürger dieſer Erden?
Die uns erhält und nährt? Muß ſie nicht jedem ſein?
Nein! ſpricht ein ſtolzer Fürſt: Stadt, Volk und Land ſind mein.
Wie, ruft ein anderer: Hier müſſen Waffen gelten.
Würgt tolle Menſchen würgt, ſonſt ſeyd ihr keine Helden.
Umringet dieſen Platz, beſetzet dieſen Strauch.
Wer andre überwindt, iſt Herr, das iſt der Brauch.
Sezt wo dem weiten Reich ein Fluß, ein Wald die Gränzen,
Ja fehlet nur ein Berg um ſolches zu ergänzen:
So zieht der groſe Mann deswegen ſelbſt zu Feld.
Was ſeiner Würger Schwerd durch andrer Blut erhält,
Giebt ihm ein heilig Recht auf Völcker und Provinzen:
Den Frevel hebt das Glück, aus Räuber werden Prinzen:
Und ſo beginnt die Macht, die unſre Furcht verehrt:
Sie theilet Land und Reich, die ſie doch ſelbſt verheert.
Palläſte, Purper, Pracht, Glanz, Herrlichkeit und Cronen,

Sind

Sind ſolchen Menſchen nur die keine Menſchen ſchonen.
So raſt der Sterblichen verruchtes Völcker-Recht;
So herrſcht die Tyranney im menſchlichen Geſchlecht.
Die Rechte GOttes ſind im Fluch und Greul vergeſſen;
Was GOtt! was Recht! wer ſpricht, wer urtheilt ſo vermeſſen?
Die Welt iſt nur allein den Fürſten zugedacht:
Hat man nicht längſtens ſie den Göttern gleich geacht?
O glaubt deswegen nicht, ihr Groſen gros zu ſein;
Der dumme Pöbel ehrt in euch den bloſen Schein.
Er findet einen GOtt auch in den kleinſten Sachen;
Wann ſie nur ſeltſam ſind, und furchtſam können machen.
Hat wo des Künſtlers Hand ein närriſch Bild formirt,
So wurd das blöde Volck zu ſeinem Dienſt gerührt.
Egypten lag gebeugt vor eines Ochſen Füſen:
Auf Molochs Rauchaltar muſt Menſchenblut zerflieſen.
Ein alt verfaultes Holz, ein grob behauner Stein,
Verehrt der tolle Wahn: ſie muſten Götter ſein.

Die gestürzte Tyranney.

Der HERR erscheint, und kommt der Christen Schmach zu rächen;
Der Rauch von ihrem Blut muß durch die Wolcken brechen.
Ja HERR, du kommst und stürzst der Römer Raserey,
Und rettst dein heilig Volck von ihrer Tyranney.
So, wie Jerusalems und Babels feste Mauren,
Sieht man das alte Rom in Schutt und Asche trauren.
GOtt hat der Bosheit stets ihr sichres Ziel gesteckt;
Die Strafe bleibt nicht aus, wo man sein Volck verlezt.
Trozt, Ueberwinder, trozt auf eure stolze Siegen;
Sucht in der Völcker Quaal ein gräßliches Vergnügen;
Denckt, wann ihr grausam rast, daß euch die künft'ge Zeit,
Mit grosen Titeln ehrt, als Helden, Tempel weiht.
Ihr seyd nur Peiniger, dem Himmel Recht zu schaffen,
Und ein verruchtes Volck durch eure Wuth zu straffen.

Was fordert Attilla? Was ſuchet Alarich?
Warum tobt Ottocar? Wohin flieht Genſerich?
Sie kommen nach und nach aus Norden angezogen:
Sie wiſſen ſelber nicht, was ſie darzu bewogen?
Der HERR gebrauchet ſie, wie Hagel, Seuch und Gluth,
Und ſtürzt durch ihre Macht des Frevels ſtolzen Muth.

Unwiſſenheit.

Der Urſprung des Aberglaubens.

Solaque culminibus ferali carmine bubo
Sæpe queri & longas in fletum ducere voces.

Virgil.

Schaut den geſchwänzten Stern, den traurigen Propheten:
Sein feurig langer Bart, der wird die Menſchen tödten.
Verzagte Sterblichen! wie ſuchet ihr ſo weit,
Den Urſprung eurer Noth, und die Gefahr der Zeit?

Ja, sprecht ihr, sind dann diß nicht sichre
Trauer-Boten?
Mag wohl ein frommer Christ noch solcher
Zeichen spotten?
Gewiß, wir machen hier die Sterne zu ge-
lehrt.
Doch, wie wenn man bey uns den Guguk
schreyen hört?
Wie, wenn man ungefähr das Salzgefäs
verschüttet?
Wie, wenn ein Hunde heult, und Ruh und
Schlaf zerrüttet?
Beschwörer, Zauberer, Propheten unsrer Zeit!
Der Wahnwitz hat euch nur dem Talisman
geweiht:
Ring, Amulete, Stäb, der Grillen Witz-
erfinder,
Ihr der Unwissenheit beklagungswürdge Kin-
der.
Euch hat Egyptenland am ersten ausgeheckt:
Die Thorheit hat darauf die Griechen ange-
steckt.
Ein Volck das nur allein der Sinnen Lüste
pfleget,
Das wird durch bloße Furcht am hurtigsten
beweget.
Die Tänz, die Poesie, der Thöne süsser
Klang,
Die Spiele von Apel, und was Homerus
sang;

Diß

Diß alles blendt den Sinn der ſonſt ſo klugen Griechen;
Was gut, was nützlich war, das blieb darüber liegen.
Die groſe Weiſen ſelbſt, die waren nicht mehr weis;
Auch gab man ſich zu Rom dem Aberglauben preis.
Lucretius beſang die Träum des Epicuren,
Dadurch verloren ſich der Weisheit reine Spuren.
Auf blinde Heldenſucht ſchien man allein bedacht,
Die Waffen wurden nur der Ehre werth geacht.
Die Wiſſenſchaften ſind nicht für die groſe Helden,
Bey denen nichts, als Noth und Todt und Jammer gelten.
Was hilft Verſtand und Witz? Die Sonn ſchläft in der See;
Den Erden-Crayß bedeckt die rund gewölbte Höh.
Der alte Ocean umringt die weite Gränzen,
Mit ſeiner naſſen Flut bis da die Sterne glänzen.
So weit erſtreckte ſich der Menſchen Wiſſenſchaft,
Da man nur Kriegen lernt, und Mordkunſt Ehre ſchaft?

Was der Heruler Fauſt durch Tapferkeit errungen,
Das wurd den Kayſern bald auch wieder abgedrungen.
Roms Fall erſchütterte der Conſtantiner Thron:
Der Saracenen Sieg trug Macht und Reich davon.
Zum Heilgen hätte ſich ihr Mahomet gelogen;
Darauf ganz Orient mit ſeiner Lehr betrogen.
Die Völcker die Euxin aus den Moräſten ſpien,
Vergröſerten die Macht der neuen Monarchie.
Der andre Mahomet macht ganz Europa Schrecken,
Das prächtige Biſanz muſt Schutt und Graus bedecken.
Die herrlichſten Palläſt zerſtört der Flammen Macht,
Ihr Rauch verzehrt zugleich der rarſten Schätze Pracht.
Des Alters Heiligthum in Schriften und in Bildern,
Kont der Barbaren Wuth durch kein Betrachten mildern.
Nein, die Unwiſſenheit ſtimmt ihrer Abſicht bey;
Denn Kunſt und Wiſſenſchaft ſtehn nicht bey Tyranney.
Drauf kamen in der Welt die ganz verworfne Zeiten;

Man

Man ſah den dunckeln Witz der Wahrheit Licht beſtreiten.
Nur Ariſtoteles blieb noch ein weiſer Mann:
Weil er ſo zierlich ſchreibt, was niemand faſſen kan.
Wann wirſt du dieſe Schmach, Vernunft, zu rächen trachten?
O liebe Logica, du läßt ſie gar verſchmachten.
Hier bleibt der Menſch ein Thor, ein Thor und doch gelehrt;
O heilige Natur! wie hat man dich verkehrt?

Unzulänglichkeit der Wiſſenſchaften zum Glauben.

Armſeliger Verſtand! wie ſchwingſt du dich ſo kühn,
Bis zu der Sternenburg in GOttes Rathſchluß hin?
GOtt kan allein, als GOtt, von allen Sachen dencken;
Hier aber muß du dich, mein ſchwacher Geiſt verſencken.
Du löſcheſt nicht ſo bald des Glaubens Fackel aus:
So ſiehſt du nichts um dich, als Schrecken, Angſt und Graus.

Betrogener Deist, du prangst mit deinem Wissen;
Du schwermst in der Natur und ihren Finsterniſſen.
Du suchst mit stolzem Witz, was dich beständig flieht,
Und fliehst aus Eigensinn, was doch dein Auge sieht.
Ich bin allhier, wie du, an einem Ort der Rache:
Bewundre doch mit mir des Allerhöchsten Sache.
Bald wüten Seuch und Pest, bald rasen Brand und Schwerd;
Bald wird der Städte Pracht in Asch und Graus verkehrt;
Dort bebt der Erden Grund mit gräslichem Erschüttern,
Hier blizt und kracht die Luft mit Sturm und Ungewittern.
Hitz, Kälte, Mangel, Fluth; Kurz, tausendfache Noth,
Umschränkt des Lebenslust, und bringt Gefahr und Todt.
Ja was am meisten noch den eitlen Hochmut beuget,
Ist, daß er niemahls nicht hier seinen Zweck erreichet.
Er ist ein blinder Herr in seinem eignen Staat,
Von Leidenschaft gequält, voll Unruh, voll Verrath.

Wo alles ihn bedrängt, und keine Ruh sich zeiget,
Als bis sein Leben sich zu seinem Ende neiget.

Elender, stelle nur dein kühnes Fragen ein;
Wie will ein Wurm, wie du, der Allmacht Richter sein?
Entreisse dich vielmehr der Fessel dieser Erden:
Durch Glauben kanst du nur ein Gottsgelehrter werden.
Hier leucht der Wahrheit Glanz, was sicht dich weiter an,
Da dich, was du nicht weist, der Glaube lehren kan.

Nein, nein mir grauet nicht vor jenen Dunckelheiten,
Die zu des Glaubens Lehr mich im Verborgnen leiten.
Und schliesst sie sich gleich in düstre Wolcken ein:
So strahlet doch auf mich ein höchstbeglückter Schein.
Was will ich mehr? Getrost: GOtt läst mich alles hoffen,
Ich bet die Wolcken an, draus mich der Strahl getroffen.
Er hat geredt, ich glaub: zu Füsen meines HErrn,
Erniedrigt die Vernunft sich Demuths-voll ganz gern.

Die

Die Vortreflichkeit der göttlichen Liebe.

Der Mensch liebt sich allein, das macht ihm tausend Grämen;
Er muß sich selbst zum Heil den eignen Willen nehmen.
Wer aber treibt das Herz so himmelhoch empor?
Hier dringt des Glaubens Kraft mit holder Macht hervor.
Er übersteigt allein die Reitzungs-volle Sächen,
Die uns auf diesem Weg die gröste Hindrung machen.
Das Herz ist niemals leer: Hört eine Neigung auf,
So kommt die andre gleich dargegen in den Lauf.
Ein neuer Vorwurf macht auch diese wieder hassen,
Und so wird unser Geist in keiner Ruh gelassen.
Der Mensch voll von sich selbst, sieht GOtt: komm, liebe mich,
Spricht dieser; Lieben ist ja ein Gesetz für dich.
O himmlisches Gesetz! der HERR der dich uns giebet,
Erwecket auch zugleich den Trieb, der in uns liebet.

Ein

Ein GOtt, der uns entflamt, und uns ihm zugeſellt,
Macht, daß man ſich vergißt, und alle Luſt der Welt.
Die vorge Treflichkeit, die ſchmeichlend uns berücket,
Wird jetzo ſelbſt von uns verächtlich angeblicket;
Und in dem tiefen Grund von ſolcher Nichtigkeit
Entſpringt ein neuer Menſch, der ſich der Liebe weiht.
Wie nun ein reiner Geiſt nicht ſich, nein GOtt nur liebet:
So findet er nichts mehr, was ihn zuvor betrübet.
Die Ordnung zeiget ſich auf einmal hergeſtellt,
Und ihn vergnüget nichts, als was dem HERRN gefällt.
Verehrung ohne Lieb iſt ohne Kraft und Seegen;
Die Liebe kan allein der Liebe Bildnis hegen:
Das Herz iſt ihr Altar: Doch fraget nicht wie weit
Der Trieb ſich hier erſtreckt, von ihrer Zärtlichkeit?
Wenn du die Liebe kennſt, wirſt du nicht dieſes fragen;
Und kenneſt du ſie nicht: ſo kan dirs niemand ſagen.

Wo dieſe Neigung iſt, da herrſcht ſie g
allein,
Sie dringt zum Ewigen ins Ewige hinein.
Man liebet ohne Maas; man weis hier ke
Schrancken;
Hier iſt kein Spielwerck nicht phantaſtiſc
Gedancken.
Die Liebe brauchet nie gelehrten Unterricht
Das Herze fühlt den Zug, und die Empf
dung ſpricht:
„Die Hoheit, groſer GOtt! iſt nicht, w
mich entzücket;
„Die Schätze machen mich noch weniger
glücket.
„Die Ehrſucht reiſſet mich zu deiner Liebe hi
„Reich, gros und glücklich gnug, wann
nur bey dir bin.
„Ich trachte nicht nach Ruhm, was mir k
Ehre geben,
„Iſt unbekant der Welt, nur dir allein
leben.
„Blickt mich dein göttlich Aug, mit Hu
und Gnaden an:
„So hab ich alles ſchon, was ich mir wün
ſchen kan.
„Es läſſet mich dein Licht auf dieſen dunckel
Gründen,
„Die ganze Welt in dir, mein GOtt! a
leine finden.
„Vergeblich bietet ſie mir Geld und Güt
an,

„D

- Du biſt allein das Gut, das mich vergnügen kan.
- Bricht endlich auch der Todt des morſchen Leibes Leben,
- So ſterb ich, um mich dir vollkommner hinzugeben.

So lebhaft drücket ſich der Liebe Regung aus:
Allein, wo iſt der Menſch, wo das beglückte Haus,
Wo von ſo reiner Glut die heilgen Flammen brennen?
Des Glaubens Wirckungen ſind kaum mehr zu erkennen.
Verfloßne Zeiten ihr, wie war't ihr ſo beglückt!
Ihr habt der Kirchen Schoos voll Heiligen erblickt.
Wir, ihre Kinder, ach! wir gleichen ihnen nimmer;
Wir werden Tag vor Tag unartiger und ſchlimmer.
Wir ſind ein blindes Volck von einem alten Stamm.
Die Chriſten liebten ſich, wir ſind einander gram;
Ja, wir verfolgen uns, und brauchen Brand und Eiſen,
Um, was jezt Glauben heißt, einander zu beweiſen.
Du deſſen Weſen nichts, als lauter Liebe hegt;

O theurer Friedens-Fürſt! wirſt du dann
nicht beweat,
Wann ſich um dein Geſetz die Menſchen ſelbſt
verdammen?
Es kochet noch das Blut bey jenes Eiffers
Flammen.
Der die becreuzte Schaar nach Orient ge-
bracht,
Die für des Glaubens Ruhm gemetzelt und
geſchlacht.
Mehr, als verwegnes Volck! wer heiſſet
dich ſo ſtreiten?
Du kanſt im heilgen Land nicht deine Laſter
meiden.
Woran doch meynſt du wohl, kehrt ſich der
Saracen?
Ach! ſoll er glaubig ſeyn, ſo laſſe dich nicht
ſehn.
Ihr blinde Leiter ihr, wie wollt ihr andre leh-
ren?
Wer heißt die Menſchen euch durch Wuth
und Mord bekehren?
Lehrt diß der ſanfte Geiſt von unſerm milden
GOtt,
Wer anders denckt, als ihr, den würgt, den
ſchmeiſſet todt,
Wie mögt, wie könt ihr doch, das einen
Glauben nennen,
Wo man nur eure Sätz pflegt mündlich zu
bekennen,

Und

Und im Verweigrungsfall den, welcher ſich empört,
Den Glauben mit dem Schwerd die Liebe raſend lehrt:
So, daß mit ſtolzem Grimm die Waffen in den Händen,
Man noch dem Ketzer macht die lezte Argumenten.

Ende der Welt.

Ja ja es iſt an dem, was die Propheten melden:
Der Glabe wird zulezt auf Erden nicht mehr gelten:
Bis jener Tag erſcheint, der uns verkündigt iſt.
GOTT gönnt uns bis dahin noch eine kurzh Friſt.
Ich ſehe dieſem Tag mit Schrecken ſchon entgegen:
Ich hör im wilden Meer der Wellen Wuth ſich regen:
Das Firmament verliehrt der Sternen funckelnd Heer:
Die Rach entzündet ſich, die Buſe gilt nicht mehr.
Der Bau der Erden kracht, die Elemente ſchmelzen.
Ich ſehe die Natur ſich in einander welzen:

Des Himmels Are bricht; es stürzen Flamm und Flut,
Den ganzen Crays der Welt in die Verzehrungs Glut.
Doch ruft der HERR zuvor die längst verstorbnen Glieder,
Aus ihrer Gräber Gruft: sie gehn, sie leben wieder.
Hier führet er sein Volck mit in sein ewig Reich;
Zeit, Erde, Sonn und Welt vergehen allzugleich.
Es öffnen sich nunmehr der Ewigkeiten Pforten.
Der unsichtbare GOtt, der nie noch sichtbar worden,
Erscheint. Die Herrlichkeit umglänzet seinen Thron.
Es blizt, der Donner brüllt. Der Heiligen Stimme Ton,
Die alle Sterblichen vor ihren Richter fodert,
Erschallt. Die Decke fällt. Ein ewig Feuer lodert,
In seinem Licht und Glanz. Wer hier zum erstenmahl
Den grosen GOtt erkennt, sieht ihn zu seiner Qual.
Du nur allein, mein Christ! du darfst hier nicht erbeben:
Dein Heyland ist bereit, die Crone dir zu geben.

Die Crone, die er ſelbſt dir längſt verheiſſen
hat.
Die Hofnung wird erfüllt: Du findeſt in der
That,
Wohin des Glaubens Trieb im Dunckeln
dich geführet.
Die Feinde ſind beſiegt, die Liebe triumphi-
ret.
Ach blicke mich, mein GOtt! alsdann ge-
nädig an,
Und ſchencke mir den Geiſt, der ſolches hoffen
kan.